



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Also wat soll ick Ihn' sagen ... : Oskar Kulicke diskutiert Tagesfragen. 1951

Böttcher, Martin

Berlin: Kongress-Verlag, 1951

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/RKQZFSM6OLX6L8G>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

„Also wat soll ick Ihn' sagen..."

OSKAR KULICKE DISKUTIERT TAGESFRAGEN





„Also wat soll ick Ihn' sagen..."

OSKAR KULICKE DISKUTIERT TAGESFRAGEN

Text: Martin Böttcher · Zeichnungen: Herbert Reschke

KONGRESS-VERLAG GMBH · Verlag der Nationalen Front des demokratischen Deutschland

Berlin W 8 · Thälmannplatz 8/9

Statt eines Vorworts:

Ein „Steckbrief“ und einige Bemerkungen dazu

Oskar Kulicke, 48 Jahre alt, Beruf: Maurer, Gestalt: mittelgroß, Haare: blond, besondere Kennzeichen: keine.

Denn Mutterwitz, Humor, Schlagfertigkeit sind ja schließlich keine besonderen Kennzeichen für den, der, wie Oskar Kulicke, in Berlin, der arbeitsamen, lebendigen, unverwüstlichen Hauptstadt Deutschlands, lebt. Trotz seiner 48 Jahre ist Oskar Kulicke bei Erscheinen dieser Sammlung nicht viel älter als ein Jahr. Geboren wurde er nämlich im Sommer 1950 in der Redaktion der Zeitung der Nationalen Front des demokratischen Deutschland „Deutschlands Stimme“. Seine Geburt lag — man verzeihe uns dieses unpassende Bild — sozusagen in der Luft.

Die Bewohner unserer Deutschen Demokratischen Republik waren aufgerufen zur Wahl am 15. Oktober 1950. Überall im Land, in Dörfern und Städten, in Werkstätten und Fabriken, in Büros und Kontoren, in den Aufklärungslokalen der Nationalen Front des demokratischen Deutschland wurde diskutiert zwischen denen, die begriffen hatten, daß es unsere Aufgabe ist, den Frieden zu sichern, die Einheit Deutschlands wiederherzustellen und uns im friedlichen Aufbau aus eigener Kraft das bessere Leben zu schaffen, und der täglich kleiner werdenden Zahl der Zweifler, der Kleingläubigen, denen die Schwierigkeiten unseres Alltags den Blick trüben für das Neue, nie Dagewesene, das jetzt für uns und durch uns entsteht.

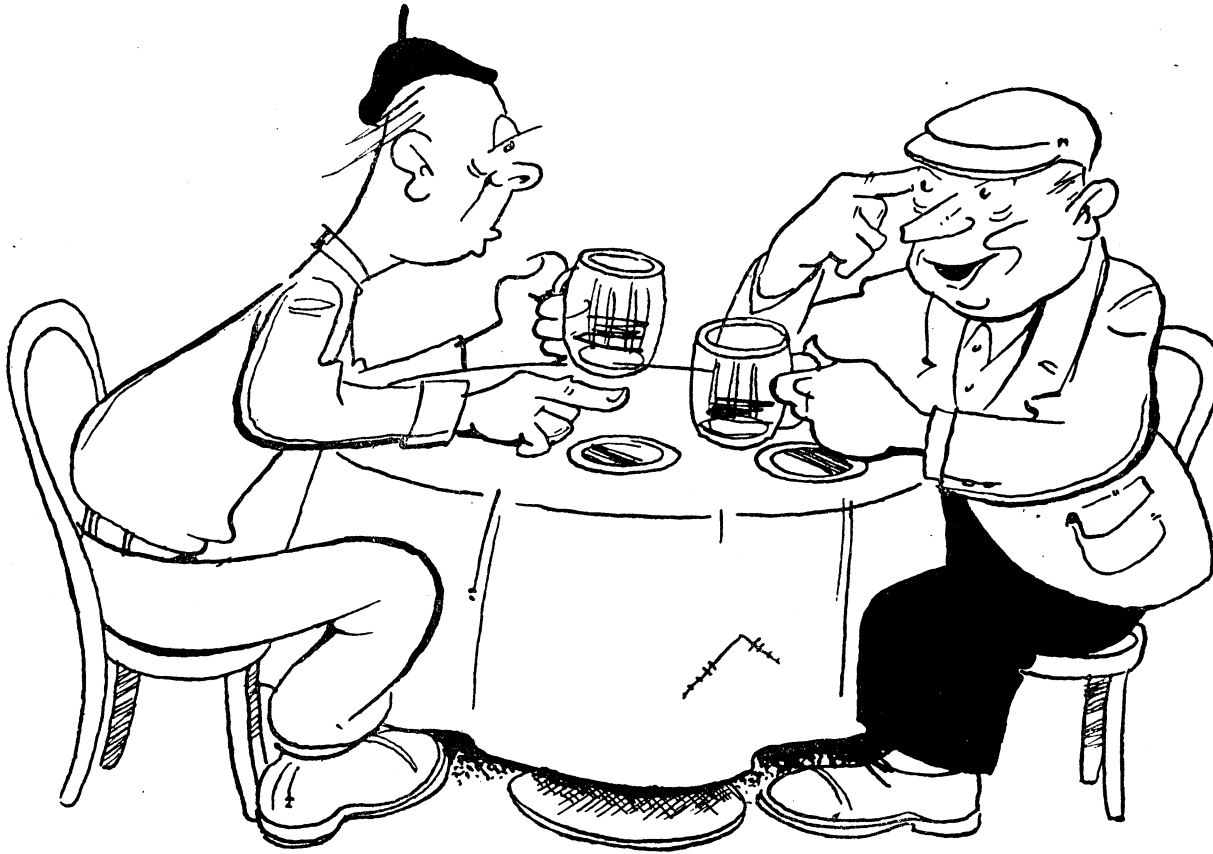
Zehntausende von Männern und Frauen, von Jungen und Alten haben als Aufklärer der Nationalen Front des demokratischen Deutschland um jeden noch abseits stehenden Zweifelnden gerungen und tun es heute noch. Mit Schlagworten ist nichts getan, wenn es darum geht, Menschen zu überzeugen. Man braucht Tatsachen, Wissen, Argumente, einleuchtend und allgemein verständlich. Viele Mitarbeiter der Nationalen Front des demokratischen Deutschland erwarben sich in den Wochen vor den Volkswahlen in täglichen Diskussionen mit ihren Kollegen ihren Nachbarn, ihren Verwandten die Fähigkeit, überzeugend zu argumentieren.

„Man müßte in „Deutschlands Stimme“ eine Figur schaffen, die den Aufklärer symbolisiert, eine Figur, die ihm aber auch Argumente liefert.“ Als dieses Wort in der Redaktion unserer Wochenzeitung gesprochen war, war Oskar Kulicke geboren. Mit beiden Füßen auf der Erde stehend, als Maurer mitarbeitend am Neubau unseres deutschen Hauses, mit einem durch nichts zu erschütternden Vertrauen in unsere eigene Kraft, diskutiert er mit gesundem Menschenverstand und beweist immer wieder, daß Witz, Humor und Ironie Waffen — und zwar nicht die schlechtesten — in unserem Kampf sind. Ein Feind der leeren Schlagworte, bemüht er sich, auch das Schwierige einfach zu sagen. Den berühmten „Holzhammer“ hat er nicht nötig, denn schließlich haben wir die besseren Argumente und vertreten die bessere Sache, Frieden und Aufbau. Seitdem begleitet er das Zeitgeschehen allwöchentlich in „Deutschlands Stimme“. Wie er das tat und weiter tun wird, zeigen die folgenden Seiten. Zehntausenden ist er seit nummehr über einem Jahr vertraut geworden, weil sie sich wiedererkennen in Oskar Kulicke, 48 Jahre alt, Beruf: Maurer, Gestalt: mittelgroß, Haare: blond, stark gelichtet, besondere Kennzeichen: keine.

Berlin, im Dezember 1951

KONGRESS-VERLAG

Maxe Krüjer hat'n Oogenleiden



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie ick da neulich mit mein' Kumpel, den Maxe Krüjer, nach Hause jehe, frage ick ihn doch:

„Maxe, wat macht denn deine Oogenkrankheit?“

„Oogenkrankheit? Wat meenste denn damit?“ — brummt er und schiebt mit mir in de nächste Kneipe.

„Na, weil de doch bloß immer mit det eene Ooge kieken konntest, da haste denn bloß jesehen, wie voll de Läden in Westen waren. Aber de Arbeetslosen da, und unseren Uffbau, den haste nich jesehen, weil det andere Ooge von ‚Telegraf‘ zujekleisert war. Wat sagste nu? Fünffjahr-

plan, Lohnerhöhungen, mehr Rente für die ollen Leute, HO billijer, de Molle kostet wenijer und der Schnaps ooch, und de Jlimmstengel sind ooch billijer, und bald kommt wieder Tabak rin und nich mehr bloß de Heidekrautblüten aus Schwedt an de Oder.“

„Is ja alles janz scheen, Oskar, aber ville zu spät.“

„Nanu“, sage ick, „Maxe, wieso denn, du bist doch janz jut übern Winter jekommen. Oder haste ’n jeheimet Leiden und willst dir de Radieschen bald von unten bekieken?“

„Nee“, sagt Maxe“, aber wat heeßt denn det nu, Fünffjahrplan? 1945 hätten se det machen müssen, verstehste. Wat ha’m wir heute?“

„Donnerstag“, sage ick.

„Nee, 1950. Nu ieberleje mal. 1945 Fünffjahrplan bejonnen, 1950 beendet. Kulleroogen würden die großkotzigen Amis machen. Aber so, zu spät, sage ick dir, Oskar, zu spät.“

„Maxe“, sage ick und stärke mir erst mal mit ’n mächtigen Zug. „Ick jloobe, dein Herr Erzeuger hat damals Zwillinge jeplant, denn eener alleene kann ja jarnich so dußlich sind wie du. Ha’m wir vielleicht seit 1945 Däumchen jedreht? Nee, anjepackt ha’m wir alle zusamm’, und uffjeräumt und Inventur jemacht. Denn ha’m wir ausjeschachtet und det Fundament jelejt, det war der Zweijahrplan, und daruff baun wir nu det Haus in Fünffjahrplan. Det mußte doch verstehen als oller Maurer.“

„Na ja, aber kiek mal“, sagt Maxe, „wenn wir aber jleich mit’n Fünffjahrplan anjefangen hätten . . .“

„Maxe“, sage ick, „alle Lichter haste immer noch nicht uff’n Weihnachtsboom. Sieh mal, erst muß doch wat rin in’ Topp, und denn kannste wat rausholen. Erst mußte nu eben mal Riesa und Unterwellenborn und Hennigsdorf uffjebaut wer’n. Denn konnten wir mit den Stahl unsere

Maschinen und Traktoren bauen. Und mit de Traktoren und mit die tausend, die uns de Sowjets damals jeschickt ha’m, konnten unsere Bauern mehr ernten. Und det kam alles in den jroßen Topp. Und denn hat der Hennecke in die Hände jespuckt und hat jezeigt, wie man mehr Kohle schafft. Und det kam ooch wieder in den jroßen Topp. Und der Topp hat ville Hähne. Aus den einen Hahn fließt jetz een Strom in unsere Lohntüte, ick meine die Lohnerhöhung. Aus den andern Hahn fließt wat zu die ollen Rentner. Und aus den dritten Hahn fließt et hier in de Kneipe.“

„Du meenst, det de Molle billijer jeworden is“, sagt Maxe.

„Erraten, kluget Kind, laß dir in’ Rooch hängen, damit wir lange wat von dir ha’m.“

„Oskar, du schätzt mir falsch in. Ick lasse mir jederzeit von Tatsachen überzeugen. Wat ick sehe, sehe ick und det jloobe ick ooch.“

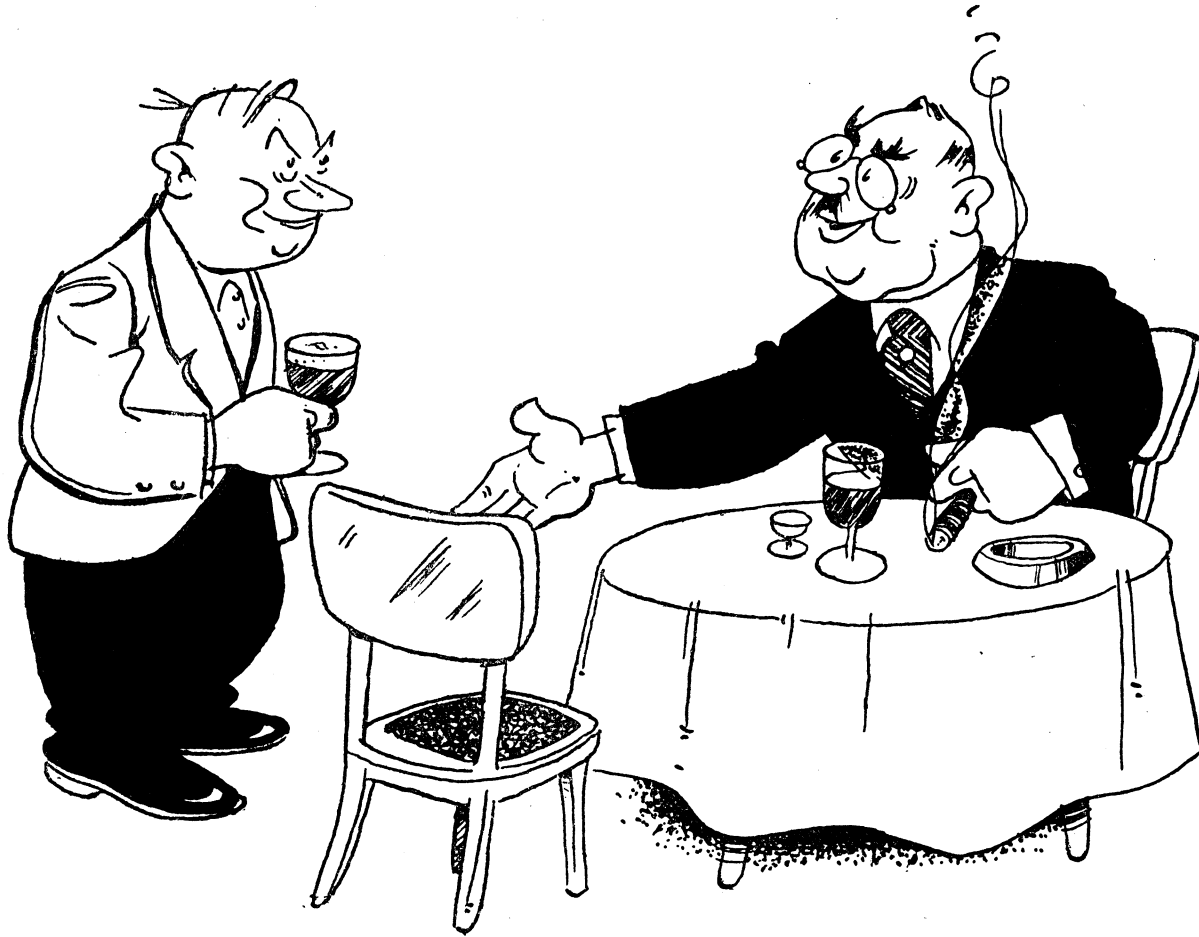
„Siehste, Maxe, da haste janz recht“, sagte ick mit mein feierlichstet Jesichte. „Aber wer hat denn nu die Tatsachen jeschaffen, den erfüllten Zweijahrplan und die Lohnerhöhung und alles? Wir selber, verstehste! Wir mit unsere Arbeit. Maxe, Joldjunge, wenn de det bejreifst, is alles jut: wir warten nich mehr wie früher uff Tatsachen. Det wurden nämlich denn Kanonen und Maschinenjewehre. Wir schaffen selber welche, det sind denn Traktoren und Arbeiterwohnungen. Und, siehste Maxe, deshalb wählen wir an 15. Oktober die Nationale Front.“

„Mensch, Oskar, du redst wie’n Buch, du bist noch besser als meine Olle. Wenn ick bei die nich klarkomme, nehme ick dir mit.“

„Na denn prost“, sage ick. „Herr Ober, noch zwee Mollen.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr.37 vom 8. September 1950)

Der Quatsch von de Enteijnung



Also wat soll ick Ihn' sagen, komme ick doch neulich abends in meine Stammkneipe und will 'ne Molle zwitschern. Wem treffe ick da? Den Pausewank, mein' Hauswirt. Da stößt mir doch jleich unser kaputter Klosettdeckel wieder uff, weswejen mir meine Frieda schon lange den Nerv tötet.

„Kommen Sie doch 'n bißchen an mein' Tisch, Herr Kulicke“, sagt der Pausewank, „ick freu mir immer, wenn ick mir mit 'n vernünfftjen Menschen unterhalten kann.“

„Det freut mir, Herr Pausewank“, sage ick, „denn den kaputten Klosettdeckel wollte ick Ihn' schon lange mal unter die Weste schieben.“

„Mein Jott, Herr Kulicke“, meint der Pausewank, sanft wie meine

Frieda, wenn se ne Bockwurscht aus der HO haben will, „natürlich kriejen Sie 'n neuen Deckel uff Ihren Abort. Et ist ja sowieso alles janz ejal. Da hat man sich nu sein Leben lang ehrlich jeplagt und sich so'n kleenet Mietshaus erworben.“

„Ick weeß“, sage ick, „Herr Pausewank, damals in de Inflation, als Ihn' Ihr Fräulein Großmutter 'n paar Dollar rüberjeschickt hat.“

„Na ja“, sagt er und tut so, als ob er mir nicht verstanden hat — „und nu is det alles umsonst, denn nach 'n 15. Oktober wer'n de Hauswirte sowieso enteignet.“

„Nanu“, sage ick, „Herr Pausewank, ick kenn doch det Projramm von de Nationale Front und de Reden von Pieck und Grotewohl und Ulbricht uff'n dritten Parteitag von de SED. Da steht nischt von Enteignung drin. Wo ha'm Se denn det jlesen?“

„Ach“, sagt Pausewank, „zum Lesen komm ick ja janich. Sie sehen ja, wie ick zu tun habe.“ Und bestellt bei'n Ober zwee Mollen und zwee Schnäpperken.

„Ja“, sage ick, „Herr Pausewank, det sehe ick. Sie sind 'n beschäftijter Mann. Wissen Se, helfen kann Ihn' bloß eener, und zwar der Knurrhahn, zwee Ecken weiter.“

„Meinen Se den Radiofritzen? Wat soll ick denn bei den?“

„Da müssen Se hin, Herr Pausewank“, sage ick, „weil doch ihr Radioapparat bestimmt 'n großen Defekt hat. Sie kriejen doch bloß den RIAS rin. Sonst könnnten Se nämlich nich uff die Idee kommen, von wejen Enteignung der Hauswirte.“

„Sie meinen also, det det nich stimmt?“

„Wissen Se noch, Herr Pausewank, wat der Goebbels alles erzählt hat, von Kirchen, die zu Pferdeställen umgebaut wer'n. Und denn denken Sie mal an' RIAS, damals, als Otto Grotewohl krank war, wat der alles berichtet hat. Danach mußte ja unser Ministerpräsident schon längst irjendwo in Ural schmachten!“

„Aber, Herr Kulicke, halten Se mir denn für dämlich?“

„Direkt nich, Herr Pausewank.“

„Ick bin doch 'n jebildeter Mensch, den Blödsinn ha'ick doch nie jejlaut.“

„Na seh'n Se“, sage ick, „warum jlooben Se denn den Quatsch von de Enteignung. Det wird doch bloß erzählt, damit Se an 15. Oktober nich für de Nationale Front stimmen.“

„Nu passen Se mal uff, Herr Kulicke“, sagt Pausewank und bestellt noch 'ne Lage. „Sie sagen, ick soll de Nationale Front wähln, aber Sie und ick, wir ha'm doch janz verschiedene Interessen.“

„Stimmt“, sage ick, „Sie wollen ville Miete von mir ha'm, und ick will wenig bezahlen.“

„Kulicke“, sagt er, „Sie sind richtig. Und weil wir verschiedene Interessen ha'm, deswejen können wir doch nich e e n e Liste wählen, is doch klar, oder nich?“

„Herr Pausewank, nu passen Se uff. Sie sind Hauswirt, und ick bin Mieter, aber Sie wollen doch ooch nich, det uff ihren traulichen Mietspalast wieder Bomben fallen. Sehen Se, ick will det nämlich ooch nich, denn ick hab' bei Ihnen 'ne Wohnung jemietet und keen' Heldenbejträbniskeller. Und hier ha'm wir doch die jleichen Interessen, nämlich, det det Haus stehen bleibt. Und dieset jemeinsame Interesse is doch schließlich wichtiger als allet andere, denn wenn erst 'ne kleene Luftmine uff't Dach jefallen ist, brauchen wir uns nich mehr über de Miete oder über den kaputten Klossetdeckel zu unterhalten. Deshalb mein' ick, Herr Pausewank, können Sie und icke jetrost am 15. Oktober für die Nationale Front stimmen.“

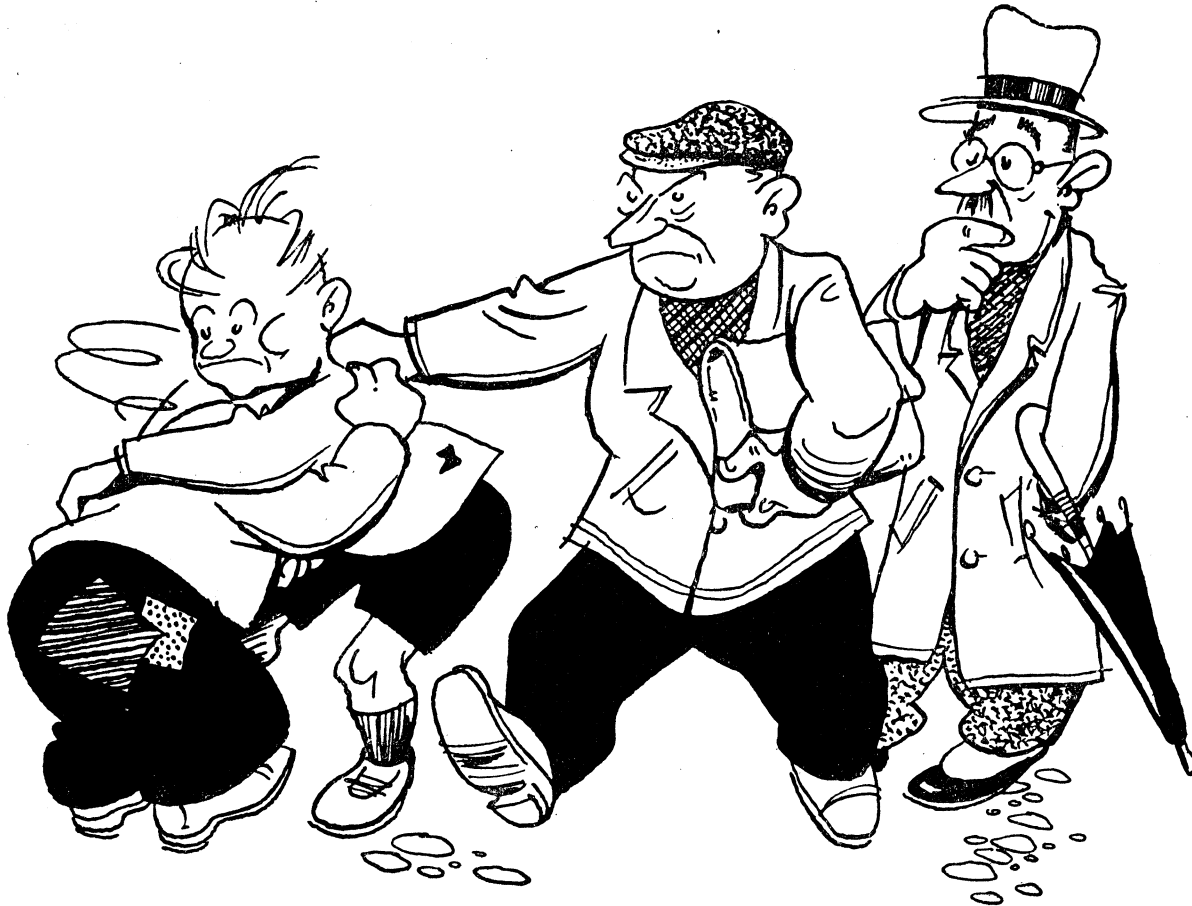
„Mensch, Kulicke“, sagt er, „Sie ha'm einen klaren Kopp.“

„Kann schon sein“, sage ick, „det kommt daher, weil ick so schön luftig oben uff'n Bau arbeete. Aber an det Radio sollten Se denken, Herr Pausewank, det muß zu Knurrhahn.“

„Lassen Se man, Kulicke, det krieje ick schon ohne den Wellenarchitekten in Ordnung. Ober, noch 'n Schnäpperken für mein' Mieter.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 38 vom 15. September 1950)

Beene hoch, Herr Truman...



Also wat soll ick Ihn' sagen, jehe ick doch neulich, wie ick von de Arbeet komme, mit 'n Schreiber von unsre Baustelle zusamm' een Stück nach Hause.

„Wissen Se, Herr Kulicke“, sagt er, „Sie sind politisch bestimmt ganz beschlagen, aber zu einseitig, und det is 'n Fehler.“

„Ja“, sage ick, „die Vielseitigkeit hat mir nämlich meine Frieda abgewöhnt.“

„Aber, Herr Kulicke“, lacht er, „ick meine det doch politisch. Sie sehen allet immer zu sehr von wirtschaftlichen Standpunkt, aber et jeht doch um mehr heutzutage.“

„Um wat denn?“ frage ick.

„Na, um die europäische Kultur und um unsre Freiheit.“ Dabei biejen wir jerade um 'ne Ecke und kommen doch uff zwee richtije Straßensjungs, die sich fürchterlich prüjeln. Wie ick det sêhe, erwachen doch meine pädagogischen Talente. „Wollt ihr mal jleich mit de Prüjelei uffhör'n, ihr Lauseköppe!“ sage ick.

„Ick kann ja nich“, brüllt der eene, „der Erwin hat ja anfangen, ick muß mir ja bloß verteidijen.“

„Quatsch“, sage ick, „wenn ihr euch beede hier die Köppe einhaut, denn spielt det hinterher jakeene Rolle mehr, wer anfangen hat.“

„Nee“, sagt er, „det jeht nich, der Erwin hat mir beleidijt und hat jesagt, ick hab' Äppel jeklaut.“

„Verdamnte Bengels“, sage ick, „jetzt hört ihr aber uff, sonst wer' ick enerjisch.“

„Nee“, sagt er, „ick kann nich, ick steh doch mit det eene Been uff een' Jroschen.“

Da ha' ick laut losjelacht und denn zu unsern Schreiber jesagt: „Herr Petermann, da ha'm Se die Verteidijung der Freiheit und die Rettung Ihrer europäischen Kultur.“

„Wieso“, sagt er, „det müssen Se mir erklären.“

„Na, Mann, det is doch janz klar. Wat hat der Bengel jesagt, man muß sich verteidijen, er is anjejriffen worden, der andere hat ihn beleidijt, er muß seine Ehre retten. Und worum jing et in Wirklichkeit? Um den

Jroschen, den er unter sein' Been hatte. Sehns, Herr Petermann, det, wat wir eben beede erlebt ha'm, det dürfen Se nie verjessen, daran müssen Se immer denken, wenn Se in' RIAS hör'n oder in 'ne Westzeitung lesen, det et um de europäische Kultur jeht.

Hat Wilhelm II. vielleicht in August 1914 jesagt, det wir 'n Krieg machen wejen det nordfranzösische Industriegebiet oder wejen de Ukraine und Polen? Nee, der hat uns wat erzählt von de heiligsten Jüter der Nation. Und selbst Adolf Hitler hat et doch fertig jekricht, uns vorzuschwindeln, det det kleene Polen uns anjejriffen hat und det wir de nordische Kultur verteidijen müssen. Jetzt reden de Amerikaner so furchtbar jeschwollen. Und wenn wir det hören, denn müssen wir eben sagen: Beene hoch, Herr Truman, wir woll'n mal kieken, wie der Jroschen aussieht, uff den Sie stehn!“

„Na, Herr Kulicke, wie sieht denn nu der Jroschen aus?“

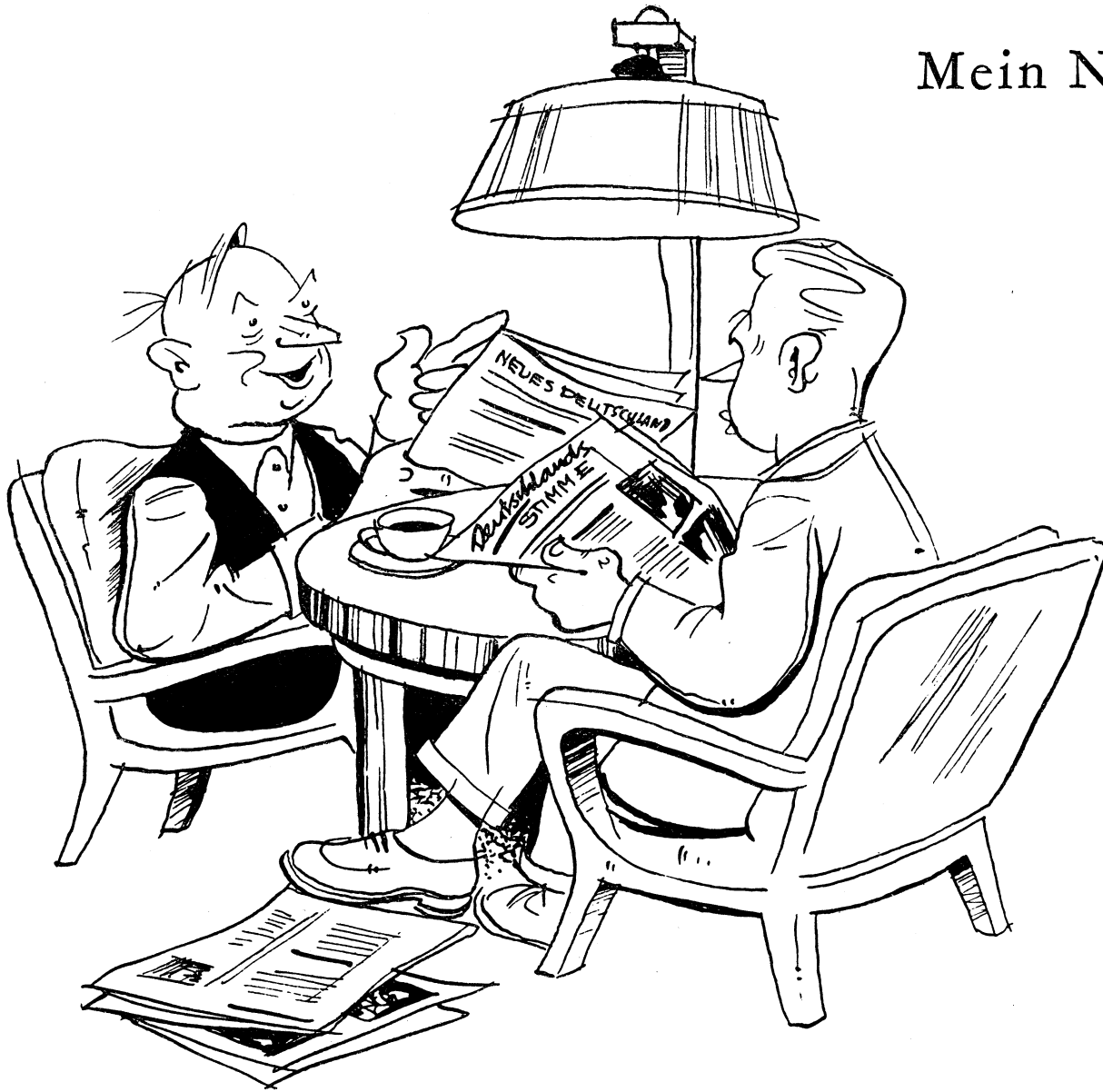
„Na“, sage ick, „der Jroschen, det sind heute de Rohstoffe und de Absatzgebiete in de Sowjetunion und in Polen, in China usw., also all die Gebiete, wo die Amerikaner nischt mehr zu bestellen ha'm.“

„Wissense, Herr Kulicke“, sagt er, „wenn man det so ansieht, denn ha' ick wat von die Keilerei der Bengels vorhin jelernt.“

„Na also“, sage ick, „und denn jibt et immer noch Dussels, die behaupten, Politik kann man bloß verstehen, wenn man mindestens fünf Jahre studiert hat.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 45 vom 3. November 1950)

Mein Neffe Jünter wundert sich



Also wat soll ick Ihn' sagen, da is doch mein Neffe Jünter aus Köln bei uns zu Besuch. Nu looft der Bengel den janzen Tag rum und wundert sich, det det alles ganz anders is, als er et sich vorjestellt hat. Na, und abends liest er denn allet, wat er an Zeitungen bloß ufftreiben kann.

„Weeßte“, sagt er, „Onkel Oskar, eens muß ick dir ja sagen, de Zeitungen bei uns sind ville interessanter. Wat steht schon in eure Zeitungen drin? Immer detselbe, Friedenskonkreß, Friedenskomitee, ‚wir wollen die Einheit Deutschlands‘, Prager Vorschläge, Fünfjahrplan, un denn is ooch schon aus. Nich mal een anständiger Mordbericht oder irjend-wat Nettet von Filmschauspielerinnen oder irjendeen interessanter Tatsachenbericht.“

„Du“, sage ick, „Jünter, weefste noch, an’n ersten Abend, wo de hier warst, da ha’m wir doch über die Prager Vorschläge jesprochen, un da haste uns selber jesagt, det bei euch davon nischt in de Zeitungen jestan-den hat.“

„Ja“, sagt er, „det stimmt. Vielleicht war ooch wat drin, aber denn war’t so kleen und versteckt, det ick et nich jeseh’n habe.“

„Siehste“, sage ick, „wat is wichtijer, der Friede und die Einheit Deutschlands oder det danebenjjangene Eheleben von irjendeene Pia de Nutti?“

„Na ja“, sagt er, „det stimmt natürlich, aber man will doch mal wat Interessantet lesen.“

„Du“, sage ick, „Jünter, so is det ja nich, det wollt ihr ja janich, sondern det sollt ihr.“

„Onkel“, sagt er, „det is zu hoch für mein’ Verstand.“

„Sieh mal, Jünter, is doch ganz einfach. Wenn ick da eenen richtigen Mordprozeß habe...“

„Du“, sagt er, „Onkel Oskar, da is ne dolle Sache bei uns passiert. Der jrößte Dotmacher Deutschlands, so hat sich der Halunke selber jenannt, der stand vor’t Gericht. Also ick sage dir, Sachen sind dabei rausjekommen. Wie der de Frauen die Köppe abjeschnitten hat...“

„Siehste“, sage ick, „Jünter, sowat sollt ihr nämlich lesen bei euch in’ Westen. Drum macht man et ganz groß uff mit den großen Dotmacher, un det liest denn Urahn, Großmutter, Mutter und Kind. Na, un denn vielleicht noch, det ’n Mittelstürmer an’ letzten Sonntag een Tor mit beede Beene gleichzeitig jeschossen hat. Wenn ihr euch nämlich damit beschäftigt, denn habt ihr natürlich keene Zeit mehr, euch darüber den Kopp zu zerbrechen, wie wir zum Frieden kommen, und de Zeitung hat keenen Platz dafür, weil se doch die ollen Kamellen von Texas Billy bringen muß.“

„Du meenst also, Onkel“, sagt er, „det det bei uns in de Zeitung mit Absicht so groß uffjemacht wird?“

„Na klar“, sage ick, „jloobe doch nich, det de Zeitungsfrützen dußlich sind. Iebrigens, die Filmonkels sind et ooch nich.“

„Du Onkel“, sagt Jünter, „ick hab’ ja nu ’n paar Filme bei euch jesehen. Neulich hat mir ja Tante in’n ‚Rat der Götter‘ jeschickt. Also ick muß sagen, det war ’ne dolle Sache, aber weefste, sind eure Filme eijentlich alle politisch?“

„Ja“, sage ick, „jenau so politisch wie eure, bloß eben von de andere Seite.“

„Na, hör mal“, sagt er, „unsere sind nich politisch, da kannste erzählen, wat de willst.“

„Na“, sage ick, „du jehst also bei dir in Köln in’n Kintopp. Du bist ja ooch so’n dreiviertel Arbeitsloser. Du setzt dir hin, und denn jehst oben uff de Leinwand los. Un wat siehste? Een netter junger Mann, unfefähr so alt wie du. Den jeh’t’s dreckig, un denn hat er Jluck. Wejen seine Tüchtigkeit kricht er Arbeit, un an’n Schluß hat er ’ne kleene Villa und een süßet Schnuckiputzi in’t Bett. Küßchen druff, Jroßuffnahme, Feierabend. Na, und denn jehste nach Hause und hast neuen Mut und denkst, na vielleicht schaff’ ick et ooch und werde ooch mal so’n reicher Mann wie der da uff de Leinwand. Und det is’n politischer Film, wat de da jesehen hast. Denn wenn de da rauskommst, denn denkste nich daran, dette dir eijentlich mit alle die anderen, die et genau so dreckig jeh wie dir, zusamm’schließen müßtest, damit die verrückte Welt mal jrade jerückt wird.“

„Onkel“, sagt der Jünter, „wenn ick mir det überleje, det is wie bei de alten Römer: Brot und Spiele.“

„Ja“, sage ick, „da haste recht, wenig Brot und ville Spiele für’t Volk. Und inzwischen machen die anderen de Politik, un die is ja denn ooch danach. Die is so scheen, dette schon wieder Soldat werden willst.“

„Nee“, sagt er, „Onkel, det war eenmal, det kommt bei mir nich mehr in Frage.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 48 vom 24. November 1950)

Der Kampf mit'n Drachen



Also wat soll ick Ihn' sagen, da war ick doch neulich bei meine Tante Otilje in Westberlin, und an' letzten Abend wollt' ick mir nach de Züje bei de Eisenbahn erkundijen. Ick häng' mir also an't Telefon und telefoniere von eenen Bahnhof zu 'n anderen. Meinen Se, ick hätte 'ne Auskunft jekricht? Keene Spur.

Wat blieb mir iebrig, ick mußte an' nächsten Morjen mit de S-Bahn rinfahren nach Berlin. Also, uff 'n S-Bahnhof, da war vielleicht wat los. Da hätten Se mal de Berliner schimpfen hören können. Da is der Tonfall von meine Frieda, wenn se mir mit Lautstärke acht 'ne Szene macht, direkt een sanftet Säuseln jejen. Wat war passiert? Jrade an den Morjen hatten se uff de S-Bahn 'n Fahrplan jeändert. Aber uff die Idee, det een paar Tage vorher bekanntzugeben, war'n se bei unsere hochwohllöbliche Reichsbahndirektion nich jekommen.

„Wat kann ick denn dafür“, sagte der Onkel mit de rote Mütze, „ick weefß janich, wat Se von mir wollen, ick hab' et ja ooch erst heute früh erfahren. Da müssen Se sich eben bei de zuständije Stelle beschwer'n.“

Na, und als denn der leere Zug endlich inlief, alle Türen weit uff und unjeheizt, meint eener, „frische Luft is ja ganz scheen, aber Heizung wäre mir lieber, denn erfroren sind schon ville, erstunken is noch keener.“

Als ick denn anjekommen war, ha'ick mir uff de Auskunft nach meine Züje erkundigt. Und denn ha'ick mal zart anjefragt, ob se bei de Eisenbahn schon mal wat von Kundendienst jehört hätten.

„Wieso“, meinte der Reichsbahner, „wie komm' Se'n uff die komische Idee mit'n Kundendienst?“

„Na, ick meine eben bloß, weil ick doch jestern abend schon versucht habe, von Ihnen 'ne telefonische Auskunft zu kriejen.“

„Wann ha'm Se denn anjerufen?“

„Na“, sage ick, „et wird woll so halb elfe jewesen sind.“

„Um halb elf anrufen, na Mann, da schläft doch 'n vernünftijer Mensch.“ „Entschuldijen Se mal“, ha'ick jesagt, „ick hab' noch nich jewußt, det ick unvernünftig bin, weil ick nich mit de Hühner schlafen jehe, wenn ick meine Tante in Berlin besuche.“

„Jedenfalls“, sagt er und wurde krötig, „jibts bei uns von abends zehn bis morjens sieben telefonisch keene Auskunft. Det is Anordnung, und dajejen kann ick nischt machen, und in iebrigen tu ick hier bloß meine Pflicht.“

„Nee“, sage ick, „verehrter Herr Verkehrsministeranwärter, det tun Se eben nich, denn Ihre Pflicht is et, nich bloß Auskunft zu jeben, sondern Ihre Pflicht is et ooch, sich den Kopp darüber zu zerbrechen, wie man uns Reisende det Leben erleichtern kann. Verstehen Se? Und wenn ick Ihnen sage, det ick det komisch finde, det in de deutsche Hauptstadt de Auskunft der Eisenbahn am Telefon abends um zehne den Laden dicht macht, denn brauchen Se mir nischt von Ihre Pflicht zu erzählen, sondern denn sollten Se mal den Vorschlag, den Kundendienst zu verbessern, Ihren Eisenbahnjeneral weiterjeben.“

„Wissen Se“, sagt hinter mir eener, „det Se sich über so wat noch uff-rejen können, wundert mir, mir is mal janz wat anderet passiert. Da-

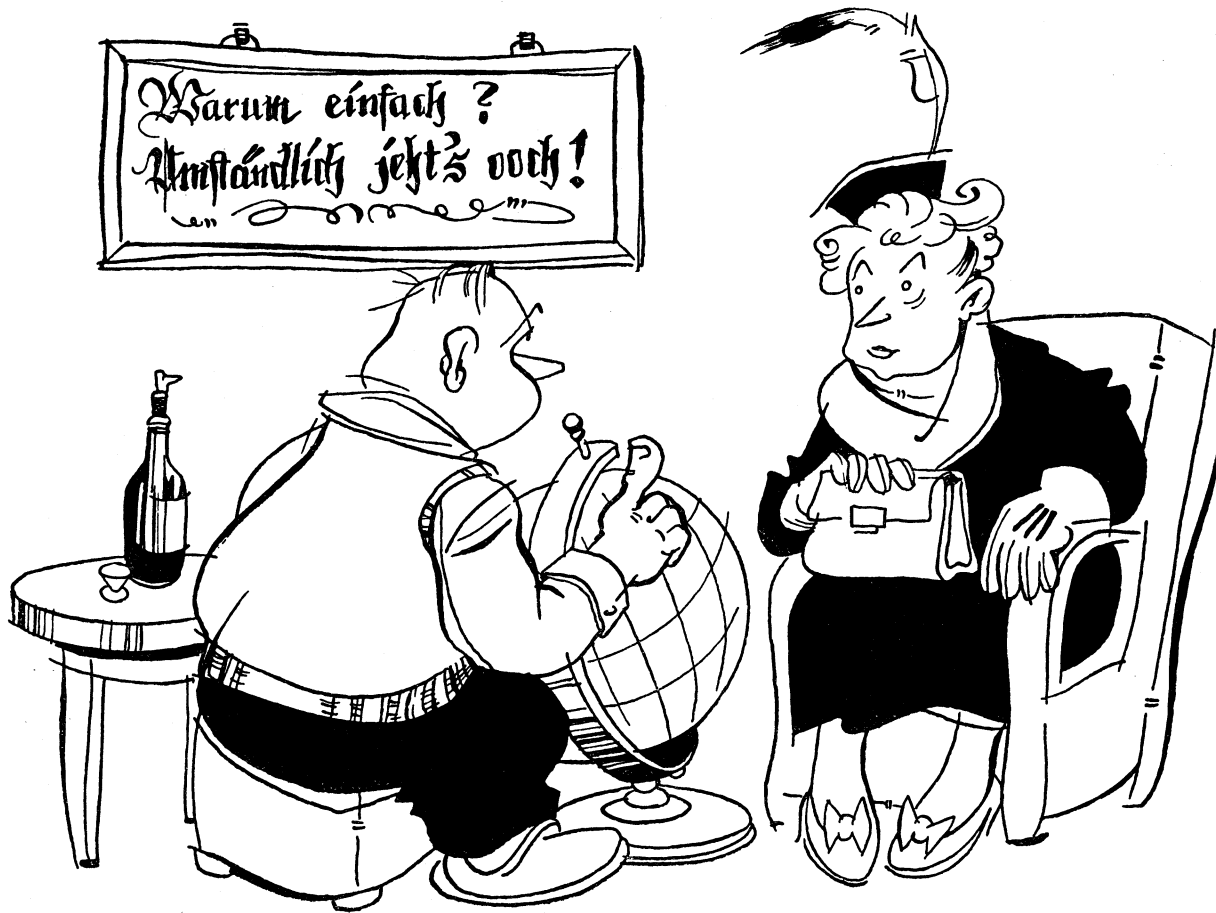
mals, als man noch für Fernfahrten 'ne Reisejenehmigung brauchte. Da ha'ick doch 'ne Bescheinijung jehabt von' Vizepräsidenten der Hauptverwaltung Verkehr, det ick verreisen darf. Und die hat mir uff Bahnhof Wannsee so'n Bürokrat abjenommen und hat mir bewiesen, det nach Paragraph 4711, Absatz 3, Ziffer 5, oder so ähnlich, der Präsident sich det selber verboten hat, sone Bescheinijungen auszustellen.“

„Na ja“, sagt 'n anderer, „de Bürokraten sind eben noch nich ausjstorben. Aber et jibt ooch andere. Sehn Se, mir is et neulich in Thüringen passiert, det ick uff'n Bahnhof ankomme, und der Anschlußzug nach Arnstadt is wech. Na, und da standen wir denn so an dreißig Reisende und ha'm vor uns hinjemeckert. Wissen Se, wat der Stationsvorsteher jemacht hat? Det war een janz junger Bursche, der hatte noch keene dreißig Dienstjahre und Pensionsberechtigung, sondern det war so'n frischer uffjeweckter FdJler. Da jing jrade een Jüterzug ab nach Arnstadt, und denn hat der zweemal rumtelefoniert, und denn hat er die Erlaubnis jehabt, det er zwee Personenwagen anhängen konnte. Und in Arnstadt ha'ick noch den Anschluß nach Berlin jekricht. Sehn Se, det jibts ooch.“

„Eben“, sage ick, „und weil et det jibt, deswejen dürfen wir in' Kampf mit de Bürokraten nich nachlassen. Denn die sind Sand in't Jetriebe unserer Wirtschaft. Wo ick den Drachen der Bürokratie treffe, da jibts bloß eens: druff und dran. Und det müssen wir alle machen, und jejen ihn müssen wir alle Organisationen mobilisieren. Und, Jott sei Dank, jibt et ooch noch unsere Presse und den Rundfunk, die sich den Amtschimmel ja besonders jern vornehmen. Jedenfalls sage ick, Oskar Kulicke, wir ha'm schon andere Sachen jeschafft, denn werden wir vor de Bürokraten nich kapitulieren.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 51 vom 15. Dezember 1950)

De Chinesen in Mexiko



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie ick neulich abend nach Hause komme, da kam ick mir vor wie Schiller: Leer-gebrannt is de Stätte. Meine Frieda war nämlich zu 'ne Versammlung. Na, denke ick, da wer' ick mal 'n Jungjesellen spielen und mir det richtig jemütlich machen. Ick mir also mit 'ne Zeitung uff't Sofa hinjehauen. Und denn sind mir de Oogen langsam zujefallen. Plötzlich wer' ick doch geweckt von'n janz verrücktet Jeklingel an de Wohnungstür. Nannu, denke ick, die Olle hat doch immer Schlüssel mit, wer kann denn det zu so nachtschlafender Stunde sind? Ick also raus und uffjemacht. Steht doch die Frieda da und sieht aus, als ob se nich alle Tassen in' Schrank hat.

„Mensch, Oskar“, sagt se, „ick bin so durchjedreht, det ick de Schlüssel jarnich finden kann. Ick habe 'n Jefühl, als ob eener mit'n Stuhlbeen meine Dauerwellen jekitzelt hat. Also sowat von Referat . . . Ick sage dir, Oskar, det war bestimmt hochwissenschaftlich. Expansionistische Tendenzen, dollarimperialistisches Profitjägertum, kolonialer Status, na, ick kann dir sagen, det hat mit de Fremdwörter bloß so rumjeschmissen. Ick bin janz durch'nander.“

„Moment mal“, sage ick, „worum hat es sich denn ieverhaupt jedreht?“

„Oskar“, sagt se, det war diesmal wat Außenpolitischet, über Korea, China und die UN. Und da war'n 'ne Menge Leute da, und ick jloobe, die andern ha'm noch wenijer verstanden. Nu mußte mir mal erzählen, wat da eijentlich mit China und de UN los is!“

„Kann jleich losjehn, Frieda“, sage ick. „Ick hol aber erst den Jlobus, den wir mal von Tante Trude jeerbt ha'm, aus'n Schrank. So, Frieda, nu kiek dir mal de Welt von oben an, siehste, hier liejt China und hier Korea, und det sind de Vereinigten Staaten.“

„Weeß ick“, sagt se, „Oskar, in Erdkunde ha' ick immer jut jehabt.“

„Und nu kiek mal hier, det is Mexiko.“

„Wat interessiert mir Mexiko, davon kam ja ieverhaupt nischt bei det Referat vor.“

„Ick wollte dir ja det Referat ooch nich noch mal vorkauen, ick will dir ja bloß erklären, watte nich verstanden hast. Hier liejt also Mexiko, und nu nimm mal an, in Mexiko is'n Bürgerkrieg ausgebrochen, det kommt da unten manchmal vor. Und zwar 'n Bürgerkrieg von Südmexiko jejen Nordmexiko. Und nu stell dir mal weiter vor, det de Chinesen mit 'ne halbe Million Mann und Kriegsfahrzeuge und mit'n paar tausend Flugzeuge und wat allet so zu'n richtijen Krieg jehört, in Mexiko landen und den Süden jejen den Norden unterstützen. Und denn marschieren de

Chinesen nach Norden bis an de Jrenze von de Vereinigten Staaten. Jleich hinter de Jrenze liejen de Ölfelder von Texas. De chinesischen Flugzeuge fliegen nu über de Ölfelder weg, und ab und zu schmeißen se ihre Bomben uff amerikanische Dörfer. Wat meenste woll, wat de Amerikaner sagen würden?“

„Na“, meent meine Frieda, „det is doch janz klar, nischt wie raus mit de Chinesen aus Mexiko, würden se sagen. Kiek doch mal, wie weit China von Amerika entfernt ist, die hätten doch da jar nischt verloren.“

„Richtig“, sage ick, „aber wat nu, wenn nu de Chinesen zu de Vereinten Nationen jehn und 'n Antrag stellen, det de Amerikaner zum Angreifer erklärt werden?“

„Mensch, die würden sich doch in de UN totlachen, wenn de Chinesen mit so'n verrückten Antrag kämen. Aber watte bloß immer mit de Chinesen in Mexiko willst! In Mexiko is doch jar keen Bürgerkrieg, und so dußlich sind doch de Chinesen nich, det se dahin fahren.“

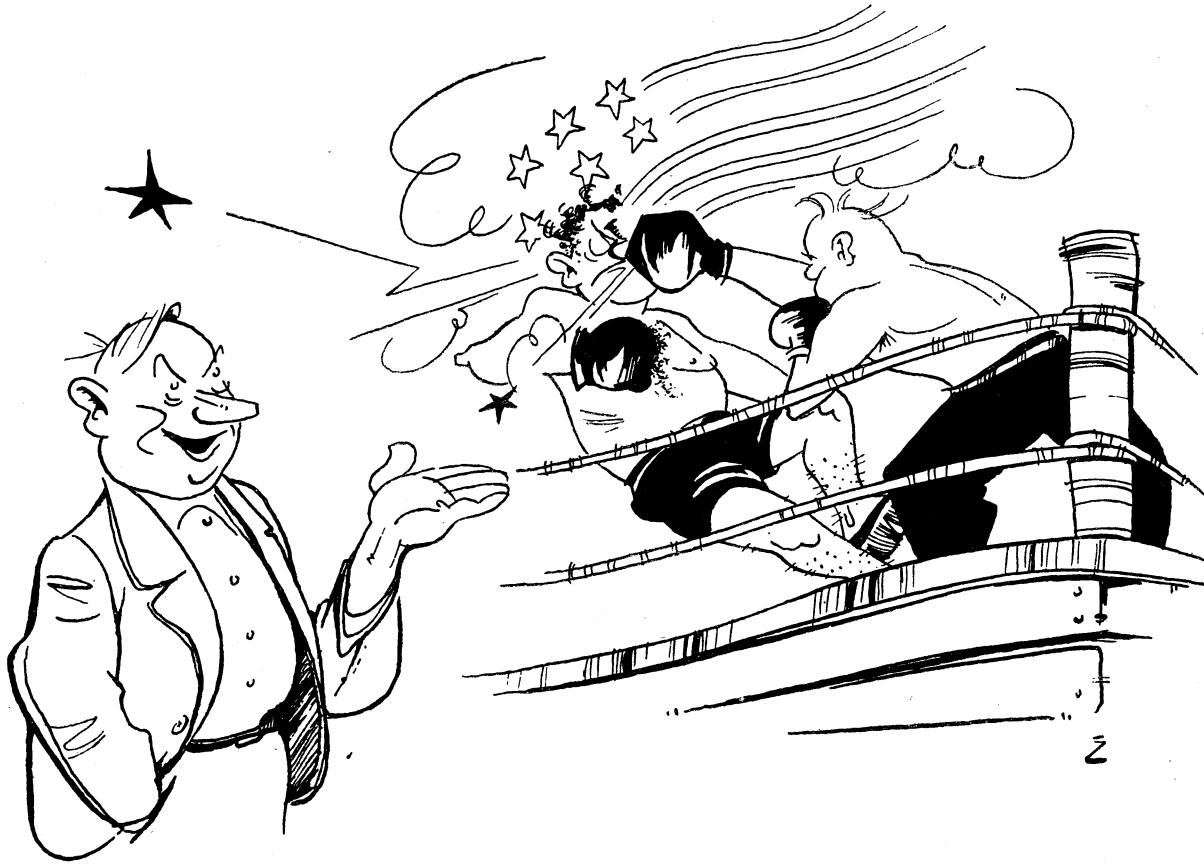
„Nee“, sage ick, „die Chinesen nich, aber wenn de det Janze umdreht, denn wird nämlich 'n Schuh draus. Statt Mexiko sagste bloß Korea. Dahin sind de Amerikaner so dreizehntausend Kilometer über't Meer jesejelt mit 'ne große Armee und 'ne Unmenge Bomber und ha'm in Korea allet kurz und kleen jeschlagen. Und wie denn de Chinesen de Nordkoreaner mit ihre Freiwillijen unterstützt ha'm, da sind de Amerikaner zu de UN jeloofen und ha'm ausjerechnet de Chinesen zum Angreifer erklären lassen.“

„Ach so“, sagt meine Frieda, „so haste det gemeint, Oskar. Aber weeßte, eens verstehe ick nich, warum hat uns unser Referent det nich jenuu so klar jemacht wie du?“

Ja, warum hat er nich?

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 7 vom 9. Februar 1951)

Bange machen jilt nich



Also wat soll ick Ihn' sagen, sagt doch neulich sonntags meine Frieda zu mir, „Oskar, loof mal schnell rüber zu de Kiekebuschen, ick brauch noch 'n paar Zwiebeln für't Jul-lasch.“

Drüben sagt mein Nachbar: „Komm' Se doch mal rin, Herr Kulicke, wir ha'm uns ja schon ewig nich mehr jesehen.“

Na, und denn jießt er mir ooch gleich 'n kleenen Korn in.

„Herr Kulicke“, sagt er, „ick weeiß ja, Sie sind Optimist, aber mir macht die politische Lage Sorjen. Sehn Se, ick stecke den Kopp nich in' Sand. Stellen Se sich mal vor, die unjeheure Überlejenheit der Amerikaner, wenn et mal zu'n Krieg kommt! Die ihre große Stahlproduktion, ihre Ölvorräte, ihre janze Industrie.“

„Wissen Se,“ sage ick, „Herr Kiekebusch, da muß ick an wat denken, wat ick mal vor zehn Jahren erlebt habe. Damals bin ick mit een' Kol-lejen uff'n Rummel jejangen, wo ooch so 'ne Boxer- und Ringerbude war. Na, und da hat der Menetscher, wissen Se, det is der Ausschreier uff'n

Rummel, furchtbar anjeben mit sein' Champion in Schwerjewicht. Also ick kann Ihn' sagen, Herr Kiekebusch, wenn Se die Muskeln jesehen hätten, der ganze Kerl een Muskelpaket. Und denn hatte der Ausschreier da seine große Fresse und hat die Herren aus't Publikum uffjefordert, jejen seinen Muskelprotz zu kämpfen. Na, und mein Kolleje Arthur, det war keen Kind von Traurigkeit. „Oskar“, sagt er, „den da oben, den hau ick vor'n Ballon, ick bin 'ja in' Boxklub. Der Kerl is ja nich so jut, wie er aussieht, det merk ick als Fachmann. Na, und denn hat sich Arthur jemeldet, und ick bin mit rinjejangen. Nu wissen Se ja, wie det uff'n Rummel war, meistens ha'm die doch da oben bloß Fisematenten jemacht und sich hinterher det Jeld jeteilt. Aber Arthur hat sich uff nischt injelassen. Ick kann Ihn' sagen, bei de zweete Runde hat der den Rummelathleten eens vor'n Latz jeknallt, det der de nächste Vorstellung nich mehr ufftreten konnte. Arthur hat hinterher zu mir jesagt, siehste Oskar, bange machen jilt nich.“

„Aber, Herr Kulicke, wat hat'n det mit de Überlejenheit von de Amerikaner zu tun?“

„Ville“, sage ick, „Herr Kiekebusch, sehr ville, denn sehen Se mal, jejen wen wollen de Amerikaner den Krieg führen?“

„Jejen de Sowjets.“

„Ja“, sage ick, „jejen de Sowjets, jejen de Chinesen, jejen de Volksdemokratien und jejen uns. Wat meinen Se, wo wird sich der Krieg abspielen?“

„Na“, sagt er, „in Europa natierlich.“

„Sehn Se, Herr Kiekebusch“, sage ick, „nu überleejen Se mal. Da reden die Amis nur von ihr'n villen Stahl, aber stellen Se sich mal vor, wat die an Stahl brauchen, um ieberhaupt een' Tank uff den Kriegsschauplatz zu bringen, den se sich ausjesucht haben. Da brauchen se Transportschiffe und Bejleitschiffe, die de Transportschiffe schützen, und Fliejer, die weiter nischt zu tun ha'm, als de Luft abzuschirmen. Und det alles kostet Stahl und Öl und Benzin. Und jeder Tank braucht Benzin, und dazu brauchen se wieder Schiffe, die det Benzin und det Öl transportieren. Aber die Schiffe können ja ooch nich mit Wasser fahren, die brauchen ooch wieder Öl und Benzin.“

„Mann“, sagt der Kiekebusch, „Sie reden ja wie'n Militärfachmann.“

„Nee“, sage ick, „nich wie'n Militärfachmann, sondern wie eener, der weeiß, wozu er sein' Kopp hat, zum Nachdenken, nich zum Nachreden. Und denn, Herr Kiekebusch, denken Se doch mal dran, wie't bei de Nazis war. Wat ha'm die jebrüllt. Janz Europa arbeitet für Deutschlands Sieg, hieß et damals immer. Na, denn ha'm se eene Strecke lang jesiegt, bis Stalingrad. Aber von Stalingrad bis Berlin, det Stücke zurück, hat die Sowjetarmee jesiegt. Na und nu kieken Se sich ooch Korea an. Sieht's denn da anders aus? Da erleben Se doch genau detselbe. — Die ganze Materialüberlejenheit hat die Amis nischt genutzt. Sie ha'm nämlich nicht so ville Benzin und Öl und all den iebrijen Nachschub nachjekricht, wie se brauchen. Vor allen Dingen dürfen Se aber eens nich vergessen, Herr Kiekebusch, und davon erzählt Ihn' der RIAS nischt. Die Koreaner und die Chinesen, die wissen nämlich, wofür sie kämpfen. Aber warum er in Korea Krieg führen soll, det bejreift keen amerikanischer Landser, denn da hat er nischt verlorn, det weeiß er selber.“

„Na ja“, sagt Kiekebusch, „Herr Kulicke, da is wat dran, wat Se sagen, aber de Atombombe...“

„Mann“, sage ick, „die Atombombe is in New York genau so wirkungsvoll wie in Dresden oder Halle. In' Jejenteil, ick jloobe, da is se noch wirkungsvoller, weil da nämlich noch mehr Menschen uff een Haufen wohnen.“

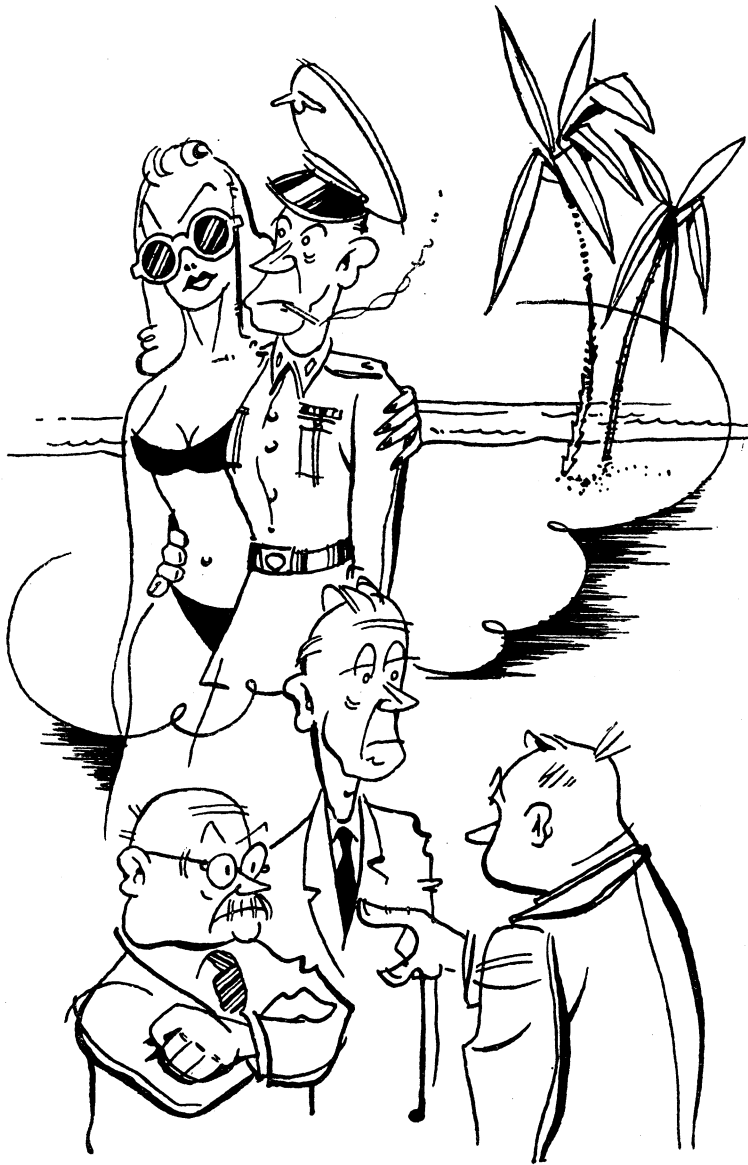
„Sie meinen also“, sagt der Kiekebusch, „man braucht keene Angst zu ha'm?“

„Ick meene bloß“, sage ick, „man soll sich nich bange machen lassen. Aber eens muß man natürlich erkennen. De Leidtragenden, det wären wir. Wir beede, der Kiekebusch und der Kulicke in Deutschland, und die vielen Kiekebuschs und Kulickes in Frankreich, England, in de Sowjetunion, in China und in Amerika. Und darum, weil wir, die Kiekebuschs und Kulickes, in die ganze Welt ville mehr sind als de Kriegstreiber, deshalb müssen wir daför sorgen, det et zu keen neuen Krieg mehr kommt.“

Und da kreuzt doch meine Frieda uff und sagt: „Oskar, de Zwiebeln für't Jullasch, die kannste dir heute nachmittag uff'n Streuselkuchen schneiden, zu Mittag komm' se nämlich zu spät.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 8 vom 16. Februar 1951)

Fährt Neunooge nach Florida?



Also wat soll ick Ihn' sagen, da hat mir doch meine Frieda wieder mal zu mein' Schwiejervater nach Westberlin jeschleppt. Jrade wie wir da intrudeln, sitzt der Olle mit sein Nachbar Neunooge zusamm', und beede lassen de Köppe hängen.

„Nanu“, sage ick, „ihr sitzt ja da wie zwee Primeltöpfe, die man verjessen hat zu bejießen.“

„Oskar“, sagt mein Schwiejervater, „wir ha'm Sorjen. Der Neunooge is arbeitslos jeworden.“

„Wat“, sage ick, „arbeitslos? Na det is doch bald keen Problem mehr bei euch.“

„Wat heeßt keen Problem? Hier sehn' Se sich det an“, sagt Neunooge und knallt mir sein Parteiorjan, det „Berliner Stadtblatt“, uff'n Tisch. „Da steht et, jeder zweete Westberliner is arbeitslos oder Rentenempfänger'. Da brauch' ick nich mal de fünf Finger von eene Hand, um mir auszurechnen, wat ick vor Aussichten habe.“

„Mann“, sage ick, „jrosse Aussichten ha'm Se, janz jrosse Aussichten, wo doch nu de Jleichberechtigung kommt!“

„Die Jleichberechtigung kommt!“ sagt mein Schwiejervater, „da haste recht, denn davon läßt unser Schumacher nich ab. Da is er eisern drin. Ohne Jleichberechtigung jibts keene Soldaten, det hat er den Amis jesagt, und dabei bleibt er.“

„Na also, Herr Neunooge, da ha'm Se doch unverschämte Chancen. Sie als SPD-Funktionär. Stellen Se sich mal vor, da wer'n Se vielleicht Hoher Kommissar in Amerika.“

„Wat wer' ick?“ fragt Neunooge und jlotzt mir an. „Sie haben woll nich mehr alle Tassen in' Schrank?“

„Na“, sage ick, „Mann, sehn Se mal, Jleichberechtigung, det heeßt doch, wir haben die gleichen Rechte wie de Amis.“

„Klar“, sagen die beeden.

„Na seh'n Se, die Amerikaner ha'm doch 'n Hohen Kommissar in Bonn, also kriejen wir eenen in Amerika, is doch klar. Der sitzt denn da drüben in so'ne hübsche Landstadt. Stell'n Se sich mal vor, Sie wer'n Hoher Kommissar und kommen nach Hollywood mang de Filmstars. Jeld spielt keene Rolle, zahlen allet die Amis uff Besatzungskosten. Genau wie bei uns, da zahlen wir.“

„Oskar“, sagt mein Schwiejervater, „ick weeiß, du hast so'ne ironische Ader, det ha' ick bei dir noch nie leiden können . . .“

„Unterbrich mir nich, verehrter Erzeuger meiner besseren Hälfte. Die Jleichberechtigung is 'ne wichtije Frage. Stell dir vor, wat det vor uns bedeutet. De westdeutschen Bauern zum Beispiel, denen verfaulen jetz de Kohlköpfe, weil se se nich loswerden. Is keen Problem mehr, wenn wir jleichberechtigt sind. Rin in de Konservenbüchsen und rüber nach Amerika mit det Zeug! Wir sind ja jleichberechtigt, nu könn' die Amis ooch mal deutsche Konserven fressen.

Oder mit de Kohlen. Denn verfüjen wir natürlich über de amerikanische Kohle. Denkt mal an't Ruhrstatut. Na denn müssen de Amerikaner ihre Kohle billig an uns verkoofen, und wenn se selber welche brauchen, könn' se se ja bei uns teurer beziehen.

Und det scheene Leben, wat unsere Besatzungstruppen da drüben ha'm! Sagen Se selbst, leben bei uns vielleicht die Amis schlecht? Wo doch euer Jenosse Carlo Schmidt in Bonn selber jesagt hat: ‚Wir wollen alles tun, daß sich die Besatzungssoldaten bei uns wohlfühlen.‘ Wenn wir jleichberechtigt sind, Herr Neunooge, denn jehn Sie vielleicht als deutscher

USA-Besatzungslandser an' Strand von Florida mit 'ne Schönheitskönigin spazier'n. Se müssen bloß uffpassen, det Se keene kriejen, die deutsch kann. Die sagt denn vielleicht ‚Deutscher, hau ab‘, det is so wie bei uns, ‚Ami, go home‘.“

Na, ick kann Ihn' sagen, der Neunooge schnappte nach Luft wie'n Fisch uff't Trockne. Mein Schwiejervater aber sagte: „Oskar, du bist det typische Objekt östlicher Verhetzung. Wie is et denn bei euch mit de Jleichberechtigung?“

„Jleichberechtigung“, sage ick, „jibt et doch erst denn, wenn wir'n Friedensvertrag ha'm, de Besatzungstruppen abjerückt sind und wir denn in janZ Deutschland über unsere eijenen Anjelehenheiten alleene bestimmen können. Haste schon mal gehört, det der Schumacher oder der Adenauer det von de Amis jefordert ha'm?

Aber kiek mal, hier ha' ick dir de Prager Vorschläge mitjebracht, wat steht da drin? Keene Remilitarisierung, Uffbau der deutschen Friedenswirtschaft, Friedensvertrag mit Deutschland, deutsche Einheit und Abzug der Besatzungstruppen und schließlich Punkt 4, Gesamtdeutscher Konstituierender Rat. Siehste, dazu is de Sowjetunion bereit, aber de Amis nich. Un wenn die vier Punkte durchjeführt sind, denn kannste von Jleichberechtigung reden. Denn det Deutsch Kommandosprache sein kann in de jeplante westdeutsche Armee, det hat mit Jleichberechtigung nisch zu tun.“

„Da ha'm Se nich unrecht“, sagt Neunooge, „ick hab' ooch so'n dämlichet Jefühl dabei, jrade jetz, wo ick arbeitslos jeworden bin. Ick sage immer, spiele nich mit Schießjeweher, denn et könnte jeladen sind. Aber nu sagen Se bloß, wat soll ick nu machen als Arbeitsloser?“

„Jenau detselbe“, sage ick, „wat schon 'n paar hundert Millionen Menschen in de janze Welt machen und wat Stalin ooch jesagt hat, nämlich, wat for'n Frieden tun. Wenn die Kriegstreiber merken, det se uns mit Worte nich mehr besoffen machen können, denn fällt der dritte Weltkrieg aus. Wejen Mangel an Beteiligung nämlich.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 10 vom 2. März 1951)

War Napoleon Kommunist?



Also wat soll ick Ihn' sagen, kommt doch neulich abends die Schulzen von ersten Stock, de Frau verwitwete Majistratsuntersekretär Schulze V, zu mir ruff und sagt:

„Ach Jott, Herr Kulicke, helfen Sie mir doch, bei mir is de Sicherung durchgebrannt, und nu sitze ick in Dustern.“

Na, ick mir 'ne Sicherung jejriffen und runter zu de Schulzen. Als nu in de Majistratsuntersekretärswitwenwohnung det Licht wieder brennt, seh' ick, det de Schulzen Besuch hat.

„Das ist Herr Ziegenpeter und seine Frau, Herr Kulicke, ein Kollege von meinem verstorbenen Mann.“ Na und so sah der ja denn ooch aus.

„Wissen Se, Herr Kulicke“, sagt der Ziegenpeter, „det war Hilfe zur rechten Zeit. In so 'ner dusteren Wohnung zu sitzen, erinnert immer so an Fliejeralarm und Verdunkelung. Aber leider wird man sich ja wohl bald wieder damit abfinden müssen.“

„Nee“, sage ick, „ick find mir janich ab.“

„Aber die Ähnlichkeit mit die letzten Jahre vorn Krieg...“, sagt der Ziegenpeter.

„Stimmt schon“, sage ick, „een Teil der Welt is wieder von de Krise jepackt und sucht 'n Ausweg im Krieg. Aber diesmal, det is der Unterschied zu 39, jibt et doch 'n paar hundert Millionen, die sagen ganz enerjisch ‚Stopp!‘“

„Herr Kulicke“, sagt der Ziegenpeter, „ick bin ’n wissenschaftlich denkender Mensch. Sie sprechen da von Krise. Eine Krise is vorhanden, aber wo kommt se her und wer hat Interesse dran?“

„Na, wer denn?“ sage ick.

„Also“, sagt der Ziegenpeter, „da mach ick mir nu meine eijenen Jedanken drüber. Denn sehen Se, de Kommunisten rechnen doch damit, det de ganze westliche Welt durch de Krisen zujrunde jeht. Wer hat also Interesse an de Krise? De Kommunisten. Wer sorjt daher dafür, det dauernd neue Krisen entstehen? De Kommunisten. Und wenn de Krisen ’n Krieg auslösen, wer hat, so frage ick Sie, Herr Kulicke, also Schuld am Krieg? De Kommunisten. Ick hoffe, det Se mir ha’m folgen können.“

„Herr Ziegenpeter“, sage ick und hol erst mal tief Luft, „da ick mir einbilde, noch in’ Vollbesitz meiner jeistigen Fähigkeiten zu sein, so konnte ick ooch ihre verdrehte Jedankenspirale verfolgen. Aber bei mir ha’m Se von vornherein mildernde Umstände, denn wat Se uns da eben erzählt ha’m, is ja nich uff Ihren eijenen Sparjelbeet jewachsen. Sie jeben nämlich det, wat Adenauer und Schumacher neulich in Bonn erzählt ha’m, einfach als Ihr eijenet Jewächs aus. Wenn Se recht hätten, denn müßte Frau Schulze jleich det Bild da von de Wand nehmen.“

„Aber erlauben Sie mal, Herr Kulicke“, sagt die Schulzen, „das ist doch ein Originalgemälde von Napoleon, was mein verstorbener Mann 1941 aus Paris mitgebracht hat.“

„Eben“, sage ick, „Napoleon muß doch Kommunist jewesen sind, denn wat-hat er jemacht? Anjriifskrieje hat er jeführt, unter anderen ooch jejen uns. Wahrscheinlich war daran ooch Stalin schuld!“

„Quatsch“, sagt die Schulzen, „Stalin hat doch damals noch gar nicht gelebt?“

„Ach nee“, sage ick, „det is Ihnen also doch schon uffjefallen. Aber sagen Se mal, Herr Ziegenpeter, ha’m Se vielleicht mal Hauptmanns ,Weber‘ jesehen?“

„Natürlich“, sagt er, „diese furchtbare Not! Die armen Menschen, Hunde ha’m se jessen. Aber det spielt ja schon vor über hundert Jahre.“

„Und wissen Se“, sage ick, „wat zu die Zeit war? ’ne Krise. Und, Herr Ziegenpeter, wer hat die fabriziert? Ooch de Kommunisten. Bloß schade, det et damals noch keene jab.“

„Moment mal“, sagt der Ziegenpeter ganz verdattert, „ick jloobe, wir müssen da wieder wissenschaftlich vorjehen.“

„Na, denn jehn Se man“, sage ick, „aber stolpern Se nich.“

„Können Se leujnen, Herr Kulicke, det im Marxismus die Frage der Krise ’ne ganz große Rolle spielt?“

„Herr Ziegenpeter, ick leujne nich, ick jebe Ihnen sojar mehr zu, als Se wollen. Ick jebe Ihnen zu, det Karl Marx als erster die Krise jründlich erforscht hat.“

„Na also“, sagt der Ziegenpeter.

„Und nu“, sage ick, „jestatten Se mir ooch ’ne Jejenfrage. Wenn Se zum Arzt jehen, und der stellt bei Ihnen ’ne Blinddarmenztzündung fest oder ’ne Tuberkulose oder wat weest ick, is denn der Arzt schuld an ihre Krankheit?“

„Natürlich nich“, sagt er.

„Na also. Wenn Marx de Krisen untersucht hat, is er deswejen doch noch lange nich schuld dran, det et welche jibt.“

„Dann kann ich also“, sagt die Schulzen, „Napoleon weiter hängen lassen?“

„Det könn’ Se“, sage ick, „der hatte nämlich mit Kommunismus genau so ville zu tun wie Schumacher mit Sozialismus oder Adenauer mit Christentum, nämlich janischt. Aber eenen juten Rat möchte ick Ihn’ noch jeben, Herr Ziegenpeter. Wenn Se wieder ’ne Schumacher-Rede hören, denn schalten Se’ne Sicherung in, sonst jibt et bei Ihnen Kurzschuß, wie det letzte Mal. Wenn nämlich bei Ihnen alle Lampen jebannt hätten, denn hätten Se doch selber jemerkt, wat det für’n Quatsch von Schumacher is vonwejen, det de Kommunisten Krisen und Kriege fabrizieren. Die sind doch jade injesperrt und totjeschlagen worden, weil se jejen ’n Krieg waren.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 12 vom 16. März 1951)

Reisig sammeln verboten



Also wat soll ick Ihn' sagen, ick hatte doch noch acht Tage Urlaub vons vorichte Jahr zu kriegen. Da bin ick also von' FDGB nach Thüringen jefahren. Uff de Rückfahrt ha' ick denn meinen alten Freund Eduard Zinkeisen besucht. Mit den ha' ick früher mal uff'n Bau zusamm' jearbeet't. Wo er ausjebombt war, is er in so 'n thüringischet Nest jezogen, und da sitzt er heute noch als Bürgermeester. Seine jute Stube is det Amtszimmer.

„Oskar“, sagt er, „nischt als Sorjen und Ärjer ha' ick.“

„Mann“, sage ick, „Eduard, du mußt doch hier leben wie'n kleener König!“

„Wenn ick man det bloß wäre“, sagt er, „uffhängen würde ick die Halunken.“

„Wat for Halunken denn?“ frage ick.

„Na hier“, sagt er, „kiek dir det mal an“ und er jibt mir 'ne Verordnung über de „Erfassung von Reisig“. Also mir is vor Schreck erst mal die Spucke injetrockent.

„Na“, sage ick, „Eduard, denn wirste dir wohl uff dein Pferd setzen und mit de Dorfpollezei davor sorjen, det de ollen Frauen det Reisig uff de Erfassungstelle abliefern. Na, und von da kann et ja denn erst mal abtransportiert wer'n nach Erfurt oder Weimar. Und wenn hier eener Reisig braucht, der kann erst mal 'n scheenen Antrag stellen. Du kennst det ja, Fragebogen in neunfache Ausfertigung mit all die scheenen Fragen. Wann jeboren, sind Se mit Erfolg jeimpft, wenn nich, warum nich?“

„Oskar“, sagt er, „hör uff.“

„Riskieren tuste allerdings dabei, det eener von deine Einwohner hier davor sorgt, det de mal in'n Sanatorium kommst, denn die müssen ja annehmen, det bei dir wat von' letzten Frost zurückjeblichen is.“

„Oskar“, sagt der Eduard, „jetz reicht et mir mit dir. Habe ick vielleicht den Quatsch ausjebütet? For wie dußlich hälste mir denn eijentlich, schließlich kennste mir doch lange genug. Wenn ick ooch bald sechzig bin, aber ick habe noch alle Kerzen uff'n Weihnachtsboom, det kannste dir merken. Wat kann ick denn jejen die Bürokraten machen, det mit de Reisigerfassung ist doch 'ne Verfügung von oben, von ganz oben sojar. Det kommt aus Berlin von so'n Amt für Materialversorgung. Und du, du machst dir lustig über meine Lage und denkst, so'n Bürgermeister verdient sein kleenet Taschenjeld hier mit Daumendrehen.“

„Nee“, sage ick, „mit Daumendrehen nich, mit Reisig erfassen. Aber recht haste, Eduard, det is natürlich janich zum Lachen, det is ernst, bitterer Ernst is det. Det Janze is' nämlich 'ne Tarnung.“

„Versteh ick nich“, sagt er, „wat essen det nu wieder?“

„Na ja“, sage ick, „det sieht aus wie Bürokratie und is doch Sabotage. Verstehste, Eduard, der Saboteur, der bind' sich jewissermaßen 'n Bart von' Bürokraten um, denn fuhrwerkt er mit Fragebogen und Jummi-stempel in unsre Produktion rum, det de Betriebe vor lauter Fragebogen ausfüllen und Stempel besorjen janich mehr zum Arbeeten kommen. Und denn kommt so'n Ding raus wie in Leuna. Damit een Kesselzug nach Westdeutschland fahren kann, brauchen se 900 Unterschriften und 1040 Stempel.“

„Mach doch keene faulen Witze“, sagt Eduard.

„Det is genau so wenig 'n fauler Witz, wie det Ding mit de Reisigerfassung. Det jibts bei uns. Siehste, und wenn de Leute det lesen, denn

lachen se drüber und sagen, det sind de Bürokraten. Nee, sage ick, det sind de Saboteure.“

„Na sag mal, wat kann man dajegen machen?“

„Ieberleech mal“, sage ick, „Eduard, du liejst nachts in't Bette und hörst 'n verdächtijet Jeräusch. Du denkst nu in dein leicht umnebelten Jehirnkasten, det sind Einbrecher. Wat machste? Licht machste an, und denn rufste um Hilfe und alarmierst de Nachbarschaft. Siehste, und det ha'm de Saboteure und de Einbrecher jemeinsam. Licht könn' se nich vertragen. Und darum is det erste Erfordernis bei so'ne Sachen wie hier, Licht anmachen.“

„Oskar“, sagt er, „an dir is 'n Dichter verlorn jejangen, aber nu rede mal nich so — poetisch, sondern erzähl mir det so, det ick det richtig bejreife.“

„Eduard“, sage ick, „hier mußte ooch Licht machen. Det Ding mit de Reisigerfassung und all die andern Sabotageakte müssen bekannt werden. Det muß an de Öffentlichkeit. Und de Öffentlichkeit, det sind wir alle, det sind de demokratischen Parteien und de Organisationen, det is de Presse. Und denn mußte de Pollezei holen. Wer hindert dir denn, uff so'ne Verfügung hin 'n Strafantrag wejen Sabotage bei'n Staatsanwalt zu stellen? Wozu ha'm wir denn 'ne Staatliche Kontrolle? Und wenn ick an zwanzig Stellen schreiben müßte, aber schreiben würde ick. Und nu stell dir vor, wenn det alle Bürgermeister so machen, wenn det jeder von uns tun würde, der uff so wat stößt. Na, det müßte doch mit'n Deibel zujehen, wenn se die Halunken, die Sand in unser Jetriebe schmeißen, nich fassen würden.“

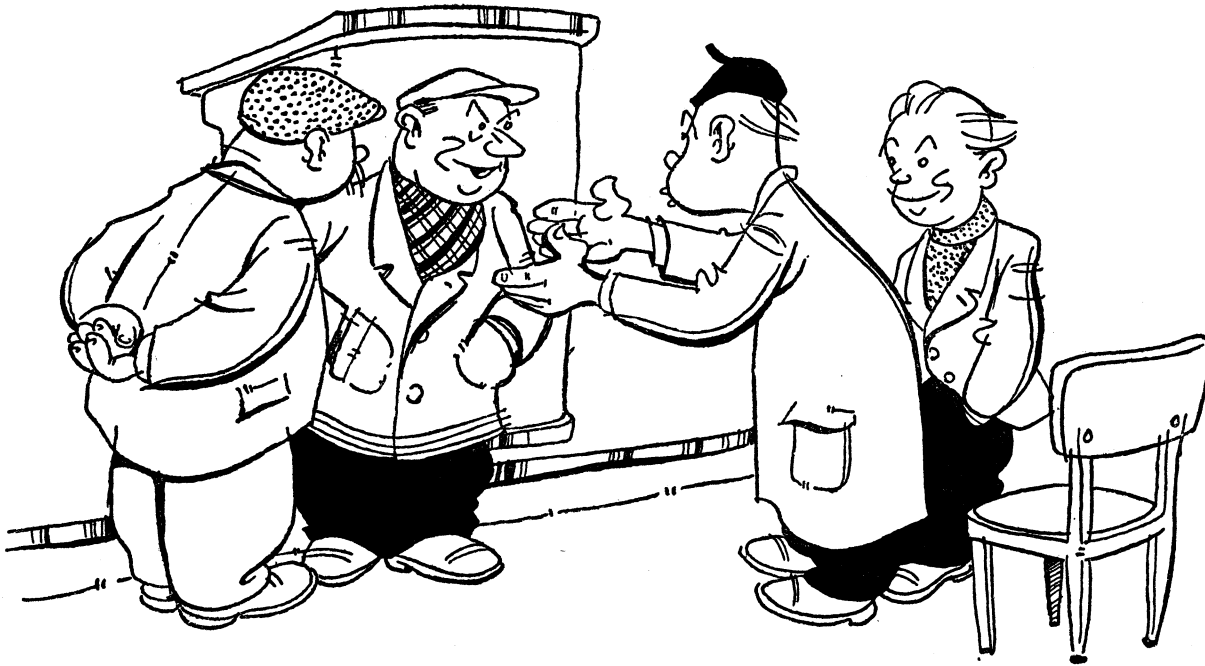
„Mensch“, sagt er, „du hast recht, wir müssen helfen, bei jedet Verbrechen ruft ja de Pollezei ooch de Bevölkerung zur Mitarbeit uff.“

„Richtig“, sage ick, „aber wir, wir warten immer, bis der Otto Grotewohl oder der Walter Ulbricht mal uff irgendso'ne Sache stößt und denn for Abhilfe sorjt. Mensch, die ha'm doch andere Sorjen, die müssen sich mit Adenauer um de deutsche Einheit rumschlagen, und 'n Plan müssen se uffstellen, damit de Schornsteene bei uns roochen. Die Arbeit hier mit det Jesindel müssen wir ihnen abnehmen.“

„Is in Ordnung, Oskar“, sagt er und setzt sich an sein' Schreibtisch zu recht, „jetz schick ick ihnen erstmal die Verfügung mit'n jepfefferten Brief zurück, aber unfrankiert, dafor is mir meine Jemeindekasse zu schade. Und denn wird Licht anjeknipst und Alarm jeschlagen.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 13 vom 22. März 1951)

Wir leben nich mehr in' Urwald



Also wat soll ick Ihn' sagen, da war neulich bei uns in' Betrieb 'ne Versammlung, wo unser Delejiertes von de Europäische Arbeiterkonferenz in Berlin berichtet hat. Der hat denn ooch ganz ausführlich darüber gesprochen, det sich de Kumpels in Westdeutschland janich so widerstandslos von Adenauern und Schumachern uff de Schippe nehmen lassen. Die packen nämlich Bremsklötze vor 'n Leichenwagen, mit den die Bonner Kutscher sie in't Massenjrab fahren wollen. Und die dicksten Bremsklötze, det sind de Streiks jejen de Wiederuffrüstung in Westdeutschland, in Frankreich und in Italien.

Wie ick noch mit 'n paar Kollejen nach Schluß zusamm'stehe, kommt doch der Manfred, wat unser Stift is, an und sagt:

„Herr Kulicke, nu sagen Se mir mal eens. Sehns mal, in Westdeutschland, da können de Arbeeter streiken, aber bei uns jibts doch det nich mehr.“

„Junge“, sage ick, „du bist doch nich uff’n Kopp jefallen, denk mal nach, warum streiken se in Westdeutschland? Weil se nich wieder uffrüsten wollen und weil se keene Uniform anziehen wollen. Und weil det Leben alle Tage teurer wird, weil de Preise steijen und de Löhne nich mitkommen. Det jibts doch bei uns nich, also brauchste doch bei uns ooch nich zu streiken.“

„Ja“, sagt der Maxe Krüjer, der dabeisteht, „Oskar, det schon, aber kiek mal, Streik, det war immer de stärkste Waffe von de Arbeeter. Wenn de mit det Jeld nich mehr ausgekommen bist, denn haste jestreikt. Frag mal den Justav, der is älter als wir beede, der wird dir det bestätigen können.“

„Stimmt“, sagt der Justav, „früher, da verjing fast keen Jahr, wo wir nich mindestens eenmal jestreikt ha’m.“

„Aber wer hat denn früher jestreikt?“ sage ick. „Der Arbeeter. Haste schon mal jehört oder erlebt, det ’n Unternehmer jestreikt hat?“

„Nee“, sagt Maxe, „warum soll’n der streiken? Det hat der doch janich nötig. Der bestimmt doch in sein’ Betrieb sowieso, wat jemacht wird.“

„Na siehste“, sage ick, „und wir, wo wir in’ volkseijenen Betrieb arbeeten, haben det ooch nich mehr nötig, weil doch det unsere Betriebe sind.“

Kiek mal, wenn de in’ Urwald wohnst, wo de Wölfe um’t Haus heulen, denn wirste dir ’n Schießjeweher anschaffen. Wenn de nachher in de Stadt ziehst, denn brauchste det nich mehr, weil sich deine Wohnverhältnisse jeändert ha’m. Na, und so ha’m sich heute bei uns de wirtschaftlichen Verhältnisse jeändert. Da kannste det Schießjeweher, den Streik nämlich, wechpacken.“

„Oskar“, sagt der Maxe, „in de Theorie haste recht, det seh ick in. Aber in de Praxis passiert noch manchet, wo de nischt von merkst, det de in’ volkseijenen Betrieb arbeetst und det dein Mitbestimmungsrecht durch ’n halbet Dutzend Jesetze jesichert is und ...“

„... und da möchste ab und zu ooch mal streiken“, sage ick. „Na ja, vielleicht packste in de ersten acht Tage, wenn de aus’n Urwald raus bist, det Jewehr ooch noch jriffbereit neben dein Bette, aber nachher jewöhnste dir det ab, wenn de merkst, det jakeene Wölfe mehr da sind. Siehste, so is det nämlich heute bei uns, aber der olle Fridericus Rex, der lebt noch.“

„Nanu?“, sagt der Justav und kiekt mir an, als ob ick ’n Jagdschein in de Tasche habe. „Wat meenste denn mit ’n Fridericus Rex?“

„Sieh mal“, sage ick, „wir sind et durch Jahrhunderte jewöhnt, Befehle zu kriejen und auszuführen. Det verliert sich nich so schnell. Und da jibt et in unsre Verwaltung und in unsre Betriebe immer noch Leute, die lieber ’ne Verfügung und ’ne Anordnung machen, anstatt die Sache jründlich zu beraten und zu diskutieren. Und leider jibt et andere, die det widerspruchslos hinnehmen. Die meckern zwar, aber se machen et. Befehl is Befehl, wie bei’n ollen Fridericinus. Denk doch mal an de letzte Prämienveteilung bei uns. Da wurden wir mit eenmal davon überrascht, det ’n paar Kollejen Prämien krichten, und keen Mensch hat vorher wat davon jewußt. Det jing sozusagen unter Ausschuß der Öffentlichkeit vor sich. Wir ha’m uns det nich jefallen lassen, und det war richtig so. Und da hat de Betriebsleitung nachher ’n ganz scheenen Rückzieher machen müssen. Aber kiek mal, det sind Kinderkrankheiten, und det die überwunden werden, dafür müssen wir sorjen. Det kannste janich mit de Zustände in Westdeutschland verjleichen.“

„Versteh ick, Herr Kulicke“, sagt der Manfred, „die leben ja da jewissermaßen noch in’ Urwald, und de Wölfe, die bei ihnen rumheulen, det sind Adenauer und Schumacher und Krupp. Jejen die brauchen se eben noch det Jewehr, und det is der Streik.“

„Mensch“, sage ick, „Manfred, du mit deine sechzehn Jahre hast det besser bejriffen als der Maxe.“

„Na“, sagt der Justav, „Oskar, reg’ dir nich uff, den Maxe kriejen wir ooch noch groß.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 15 vom 6. April 1951)

Mischallek macht Schuhpreise



Also wat soll ick Ihn' sagen, neulich sind wir sonntags uff's Land jefahren. Nich zur Erholung, nee, so weit is et ja noch nich, sondern in't Patendorf von unsern Betrieb, wo wir de Bauern helfen bei de Frühjahrsbestellung.

Sagt doch da een Neubauer, Mischallek heeßt er, „wissen Se, wenn man bloß nich immer so ville von unsern Uffbau und von Fortschritt reden würde. Wir Bauern merken nischt davon. Meinen Se denn, det ick mir mal 'n Paar Schuhe koofen kann, wo se hundert Mark det Paar kosten? Nee, von Fortschritt merken wir nischt.“

„Wissen Se“, sage ick, „Mischallek, Sie sind woll nich von hier?“

„Nee“, sagt er, „ick bin aus Schlesien.“

„So“, sage ick, „mit wieviel Pferde vor'n Wagen sind Se denn hier anjekommen?“

„Sie“, sagt er, „Kulicke, verkohlen Se mir nich, von wejen Pferde! Mit'n Handwagen kamen wir an. Ick, meine Frau und meine Tochter waren anjespannt.“

„Und wieviel Pferde ha'm Se jetzt?“ frage ick.

„Jetzt“, sagt er, „zwee, komm' Se mal mit in' Stall, kieken Se sich die mal an. Det sind Pferde, sage ick Ihn', Pferde und keene vierbeenigen Bachstelzen, wo man det Vaterunser durch de Rippen pusten kann.“

„Wirklich“, sage ick, „Mischallek, da wär ja der olle Barbarossa stolz jewesen, wenn er sowat jehabt hätte, bei'n Kreuzzug. Ha'm Se denn ooch Kühe?“

„Ja“, sagt er, „drei Milchkühe und 'ne Färse.“

„Aber mit de Schweine siehts woll schlecht aus?“

„Nee“, sagt er, „komm' Se in mein' Schweinestall. Sehn Se, die Sau da muß bald ferkeln, und da hab ick noch zwee.“

„Und Ihr Haus is ja ooch fertig“, sage ick.

„Ja“, sagt er, „det war aber ooch 'n schweret Stücke Arbeit.“

„Kann ick mir vorstell'n; aber nu mal in' Vertrauen jesagt, so janz unter uns zwee Pastorentöchter, wat is denn Ihr Besitz so alles in allem wert?“

„Ja“, sagt er und klemmt de Daumen in de Weste, „so zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Märker, denke ick woll.“

„Mischallek“, sage ick, „tun Se mir doch 'n Jefallen und komm' Se zu uns uff'n Bau.“

„Wat soll ick da?“ sagt er, „ick hab von een' Hausbau jenug.“

„Se sollen ja ooch janich mauern, Se sollen uns ja bloß besuchen kommen. Wenn Se bei uns uff'n Bau eenen finden, einschließlic unsern Direktor und seine Stellvertreter, der sich in fünf Jahren een' Besitz von fünfundzwanzigtausend Mark erarbeitet hat, denn will ick nich mehr Oskar Kulicke heißen, sondern Waldemar Piepenbrink.“

„Na ja“, sagt er, „det kann schon sind.“

„Sie“, sage ick, „det kann nich bloß so sind, det is so. Und denn sagen Sie noch, Se merken nischt von Fortschritt?“

„Na ja“, sagt er, „kann ick mir denn nu wat abschneiden von mein' Besitz, sagen wir zweehundert Mark, und mir und meine Frau davon 'n Paar Schuhe koofen? Da sehen Se, det kann ick eben nich.“

„Nu man langsam“, sage ick, „Se haben 45 mit nischt anjefangen, und

heute ha'm Se 'ne Bauernstelle, die fünfundzwanzigtausend Mark wert is. Is det 'n Fortschritt oder nich?“

„Stimmt, Kulicke, stimmt, aber...“

„Ick wees“, sage ick, „aber die Schuhe. Schön, hundert Mark für'n Paar in de HO is noch zu teuer, jeb ick zu. Und mit Bezugscheine bei euch uff't Land, det jloobe ick, siehts schlecht aus. Wat brauchen wir also?“

„Billije Schuhe brauchen wir?“ sagt der Mischallek.

„Richtig“, sage ick, „und den Preis für de Schuhe, den bestimmen Sie.“

„Ick?“ sagt der, „ick bin Kuhbauer und keen Schuhbauer, wat habe ick mit de Schuhpreise zu tun?“

„Doch“, sage ick, „Sie ha'm 'ne ganze Menge mit zu tun. For de Schuhe brauchen wir nämlich Leder. Und det kommt aus Ihr'n Stall. Mehr Vieh in' Stall hees't mehr Leder. Und mehr Leder bedeutet mehr Schuhe. Mehr Schuhe hees't aber billijere Schuhe. Det hängt alles zusammen. Sehnse mal, Mischallek, jetzt is de Frühjahrsbestellung. Davon hängt doch de Ernte ab.“

„Stimmt, und et is ooch schön, det ihr Arbeeter euch um uns kümmern.“

„Wird de Ernte jut und kann de Landwirtschaft ihren Plan erfüllen, denn brauchen wir wenijer Lebensmittel einzuführen, denn können wir daför wat andres einführen, zum Beispiel Schuhe aus de Tschechoslowakei.“

„Die soll'n jut sind“, sagt der Mischallek.

„Sind Se ooch“, sage ick. „Na, hab' ick nich recht, wenn ick sage, det Sie und det die Bauern mit daför sorjen können, det de Schuhe billijer werden?“

„Na ja“, sagt der Mischallek, „sie sind ja ooch schon billijer jeworden, früher ha'm se dreihundert Mark bei de HO jekostet.“

„Jawoll, und weil wir den Zweijahrplan erfüllt ha'm, die Bauern und wir in de Industrie, wurden ooch de Schuhe billijer. Und so wird et weiterjehen, wenn et ooch noch 'ne Menge Arbeit kostet, jrade in' ersten Jahr von' Fünfjahrplan.“

„Kulicke“, sagt der Mischallek, „denn weiter nischt wie arbeeten! Ohne Fleiß keen Preis, hat schon meine Großmutter immer jesagt.“

„Mischallek“, sage ick, „det scheint 'ne keineswegs dußliche Dame jewesen zu sind, Ihr Frollein Großmutter.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 16 vom 13. April 1951)

Jeld for'n Verbrecherklub?



Also wat soll ick Ihn' sagen, da is doch neulich mein Schwiejevater aus Westberlin bei mir zu Besuch.

„Mensch“, sagt er, „Oskar, da hat mir doch in de Bahn 'n Bauer erzählt, wie een Minister bei ihn uff't Dorf n' Rechenschaftsbericht jegeben hat über de Arbeit der Rejierung. Oskar, den sind de Bauern aber ganz schön uff'n Pelz jerückt, weil se nämlich mit ihr Ablieferungssoll nich einverstanden waren. Ick muß sagen, det hat mir doch jewundert.“

„Darüber brauchste dir nich zu wundern, det is eben die demokratische Freiheit, die wir ha'm.“

„Oskar“, sagt er, „rede nich von Freiheit, die jibt et bei uns im Westen, und wir verteidijen die ooch.“

„Weeßte“, sage ick, „du bist doch 'n oller Angler. Womit angelste denn?“

„Na, Mensch, mit Rejenwürmer“, sagt er.

„Siehste“, sage ick, „und da bammelste nu deine Angel in't Wasser, und der Fisch schnuppert an den Rejenwurm und denkt, so'n Rejenwurm ist eijentlich 'ne wunderbare Sache. Wenn er aber druff rinfällt und anbeißt, denn hat er 'n Haken zwischen de Kiemen. Ick kann mir denken, wenn det so'n Fisch eenmal passiert is, und der kommt noch mal los von' Haken, det er sich in Zukunft vorsieht und 'n großen Bogen um jeden Rejenwurm macht. Aber du beißt jedetmal von neuen uff den Rejenwurm an.“

„Det versteh' ick nich.“

„Kiek mal“, sage ick, „eenmal haben se dir 'n Rejenwurm vor dein entzückendet Riechorjan jehängt, det war de Verteidijung des Vaterlandes, 1914. Du hast da tatsächlich angebissen, und mit eenmal lagst de in' Schützenjrabben in Flandern. Du hast ja-Glück jehabt, du hast zwar 'n eisernet Kreuz jekriegt, aber um det Holzkreuz biste noch mal drumrum jekommen.“

Kaum hattste det hinter dir, bammeln se dir wieder 'n Rejenwurm vor de Neese und sagen, mehr Lebensraum for Deutschland. Und du hast tatsächlich wieder angebissen. Und wo de dir umkiekst, knattern dir de Bomben uff'n Schädel. Aber von zweemal biste woll noch nich kuriert. Ick jloobe, du krichst et fertig und beißt det drittemal an, bloß weil se dir erzählen, du mußt de Freiheit verteidijen.“

„Mensch“, sagt der Olle, „Oskar, du meinst also, de Freiheit wird mißbraucht?“

„Richtig“, sage ick, „da steckt 'n Haken drin.“

„Aber“, sagt er, „Oskar, du redst mir zu ville durch de Blume. Jetzt will ick et mal ganz genau wissen. Bei euch jibts keene Pressefreiheit, denn de Westzeitungen jibts hier nich.“

„Ja“, sage ick, „aber unsre Zeitungen werden woll bei euch gratis verteilt, wat?“

„Nee“, sagt er, „det nich, aber ihr habt anfangen mit de Verbote.“

„Weeße“, sage ick, „wenn sich Adenauer mit Grotewohl an een' Tisch jesetzt hätte, denn hätten se ooch über die Frage sprechen können, wir war'n ja bereit dazu. Aber wir wollen nich abschweifen, sprechen wir doch ruhig mal über Freiheit.“

Stell dir mal vor, eenes Tages kloppt et bei dir an de Türe. Du machst uff, draußen steht so'ne Verbrechertype mit de Maske vor't Jesicht und sagt: ‚Entschuldijen Se jütigst, ick komm von'n Verbrecherverein ‚Eiserne Krawatte‘. Wir ha'm die Absicht, unser Arbeetsjebiet jetzt hierher zu

verlejen, aber et fehlt uns noch an Betriebskapital. Vielleicht unterstützen Se uns, indem Se unser Zentralorjan koofen, die ‚Verbrecherpost‘. Wat machste denn?“

„Oskar“, sagt mein Schwiejervater, „doch nisch als Türe zu und Pollezei jeholt.“

„Siehste“, sage ick, „und wenn nu eure Westpresse dauernd schreibt, det wir wieder uffrüsten müssen, det 'n Krieg kommen muß, det Berlin 'n Krieg wert is, wie et der ‚Sozialdemokrat‘ jeschrieben hat, wat is det? Det is detselbe in Jroßen wie de ‚Verbrecherpost‘ in Kleenen. Det sind nämlich Orjane von de jroßen Jangster, die de ganze Welt anstecken woll'n. Det sollen wir noch finanzieren? Nee, da jibt et bei uns eben ooch bloß eene Losung: Türe zu und Pollezei holen, aber keen' Pfennig. Und damit is det janich zu verjleichen, det unsere Zeitungen in Westdeutschland verboten sind. Bei uns wirste noch nie jelesen haben, det wir Propajanda vor'n Krieg machen. Det dürfen de Zeitungen nämlich janich, weil et bei uns 'n Friedensjesetz jibt.“

„Na ja“, sagt mein Schwiejervater, „in jewisser Beziehung haste recht, man kann nich allet jleichsetzen; Verbrecher und Verbrecher is ja ooch nich detselbe. Wenn ick mir überleeje, det ick vor'n ersten Weltkrieg ooch mal jesessen habe, wejen Majestätsbeleidijung. Dabei ha'ick mir aber durchaus nich als Verbrecher jefühlt.“

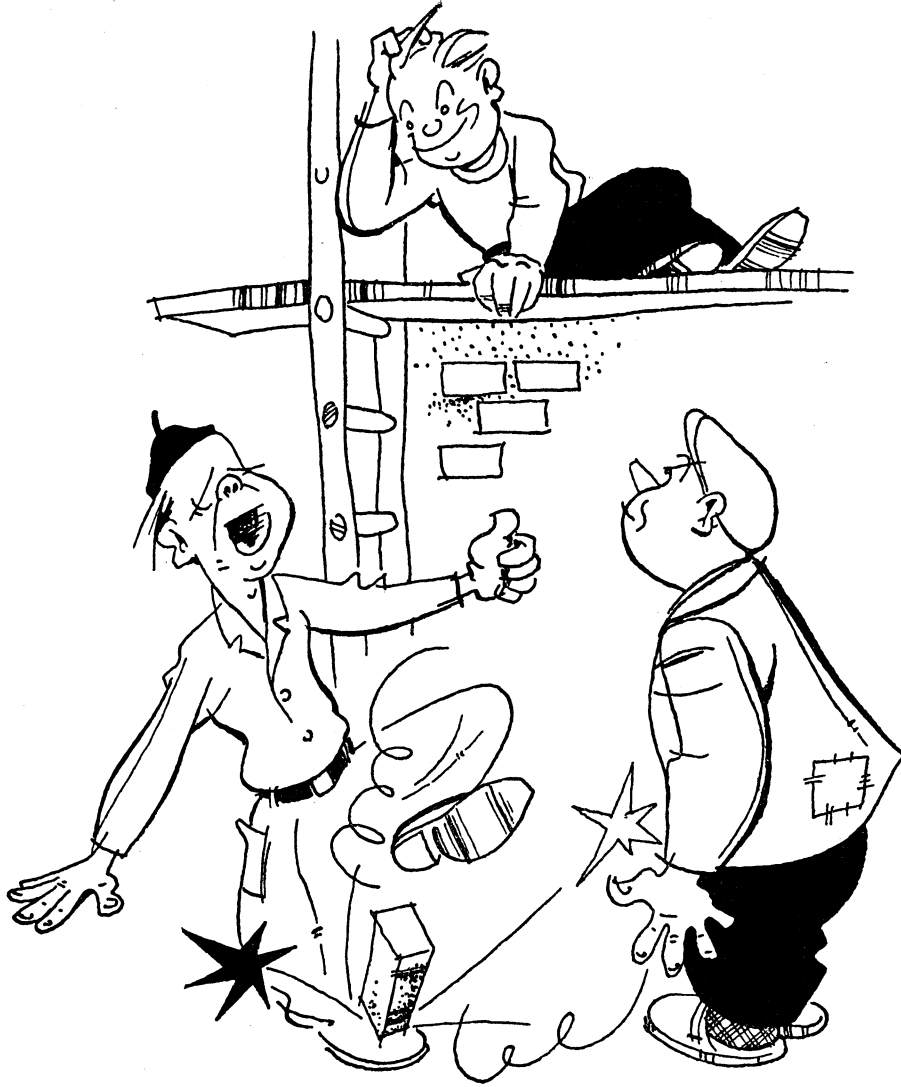
„Siehste“, sage ick, „da haste 'n jutet Beispiel jebracht. Nu sollst du dir als Westberliner überleejen, mit wen de zusamm' an' 1. Mai marschieren willst. Mit diejenigen, die heute for'n Frieden kämpfen und deswejen injesperrt werden, oder mit die, die se insperren.“

„Oskar“, sagt er, „darum ha'ick mir schon lange den Kopp zerbrochen, wat ick am 1. Mai mache. Aber da werde ick woll doch nach'n Lustjarten jeh'n. Ick jloobe, da jehör' ick hin.“

Und denn kam meine Frieda, und wir ha'm Abendbrot jeessen.

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 18 vom 29. April 1951)

Maxe und die Bogenbombe



Also wat soll ick Ihn' sagen, steh ick doch neulich mit Maxe Krüjer zusamm' bei uns uff'n Bau.

„Na“, sagt er, „Oskar, wat sagste nu, nu hat der Adenauer die Volksbefragung in Westdeutschland verboten. Det ha' ick mir jleich jedacht, det et so kommen würde, denn der läßt sich doch von de Kommunisten nich de Butter von't Brot nehmen.“

„Wieso?“ sage ick, „wat ha'm die Kommunisten damit zu tun?“

„Na“, sagt er, „det hat der Adenauer doch jesagt, det et sich bei die Volksbefragung um 'ne kommunistische Aktion handelt.“ In dem Moment fliejt doch 'n Steen von't Jerüste, den der Manfred, unser Stift, fallenjlassen hat, genau den Maxe uff't Been. Na, der hat nich schlecht jetobt.

„Mensch“, sage ick, „weeßte, woher det kommt?“

„Na weil der dämliche Stift nich uffjepaßt hat“, sagt er.

„Nee“, sage ick, „det liejt daran, weil hier de neue amerikanische Erfindung noch nich anjewandt wird.“

„Wat denn for 'ne neue amerikanische Erfindung?“

„Ja kiek mal“, sage ick, „de Amis ha'm nämlich jetz de Bogenbombe erfunden.“

„Wat is'n det?“ sagt er. „Davon ha' ick ja noch janischt jlesen.“

„Na, det is ne Bombe, die fliejt im Bogen. Die trifft bloß de Kommunisten. Um die andern macht se 'n Bogen.“

„Du hast ’n Vogel, Oskar“, sagt der Maxe, „so wat jibts doch janich!“
„Maxe“, sage ick, „du bist ’n oller Merker, du merkst nämlich allet. Siehste, weil et die Bogenbombe nich jibt, weil uns de Bomben in’ nächsten Krieg alle treffen, janz ejal, wat de for’n Parteibuch in de Tasche hast, deswejen is det Blödsinn, det de Friedensbewegung und der Kampf für de Volksabstimmung jejen de Remilitarisierung ’ne kommunistische Make is. Wenn Hochwasser is, denn packen ooch alle mit an, um den Damm zu bauen, und weil Krieg alle bedroht, deswejen müssen alle jejen de Wiederuffrüstung sind. Und det ha’m ja ooch die tausend sozialdemokratischen Funktionäre in Westdeutschland bejriffen, die neulich in Frankfurt am Main jetagt ha’m. Die sind genau so wenig Kommunisten wie der Freiherr von Schönaich, der den Uffruf mit unterschrieben hat, oder Pfarrer Niemöller. Aber ick jloobe, Maxe, wenn dir eener erzählt, in de Speisekammer is der schwarze Mann, denn jehste vor lauter Angst nie wieder in deine Speisekammer rin. Denn mit’n schwarzen Mann, nämlich mit de Angst vor de Kommunisten, hat man Deutschland ja schon mal in’t Unj Glück jejagt.“

Inzwischen hat sich denn ooch unser Stift vorsichtig ranjeschlängelt. „Wie is det mit’n schwarzen Mann, Herr Kulicke?“ sagt er.

„Kiek mal“, sage ick, „früher, da hat man die kleenen Kinder immer jesagt, du mußt det machen, oder det darfst nich tun, sonst kommt der schwarze Mann.“

„Na, et jibt doch aber jakkeen’ schwarzen Mann“, sagt der Manfred.

Na eben, det is doch der Trick dabei, aber de kleenen Kinder, die jlooben doch noch allet. Na, und so jlooben se ’ne Weile ooch an’ Klapperstorch und an’n schwarzen Mann. Wenn de dir nu den Maxe Krüjer ankiekst, der hat zwar inzwischen jelernt, det der Klapperstorch für’t Kinderkriejen nich notwendig is, aber an’n schwarzen Mann jloobt er immer

noch. Jedenfalls in de Politik. Manfred, det is nämlich so, wenn der Adenauer sich hinstellte und sagen würde, wir wollen Krieg machen, weil mein Schwager McCloy und die janze übrige Clique, die da drum und dran hängt, mehr verdient, denn würde keener mehr mitmachen.

„Wat denn“, sagt der Maxe, „is denn McCloy der Schwager von Adenauer?“

„Jawoll“, sage ick, „det is er. Also muß der Adenauer sich ’n schwarzen Mann holen. Der schwarze Mann, det sind de Kommunisten, und der Hitler hat genau denselben schwarzen Mann jehabt, de Kommunisten. 1933 hat det deutsche Volk aus lauter Angst vor’n schwarzen Mann den Hitler machen lassen, wat er wollte. Na, und wat rausjekommen ist, wißt ihr ja. Adenauer versucht det heute noch mal, aber diesmal wird er Pech ha’m; denn de Kinder werden ja mal jrößer. Denn wissen se, det et keen’ schwarzen Mann jibt, und denn ha’m se ooch keene Angst mehr vor ihn. Und darum wird de Volksbefragung drüben weiterjehen, ooch wenn se Adenauer verboten hat, denn so ville Pollezisten, wie der braucht, jibt et janich. Außerdem sind de Pollezisten ooch Menschen, die woll’n nämlich ooch leben blei’m. Und det werden se bejreifen, det sie ja schließlich de ersten sein werden, die bei’n nächsten Krieg marschieren müssen.“

„Wissen Se“, sagt der Manfred, „ick jloobe, die bejreifen det eher als unser Kolleje Maxe Krüjer.“

„Verdammt Bengel“, sagt der Maxe, „mir erst den Steen uff’t Been zu schmeißen und denn . . .“

„Maxe“, sage ick, „reg dir nich uff, det mit den Steen hab’ ick dir ja erklärt, det kam bloß, weil der noch keene Bogen fliejen kann.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 19 vom 6. Mai 1951)

Strampelmeiers Blitzableiter



Also wat soll ick Ihn' sagen, da sagt doch am Tag vor Himmelfahrt meine Frieda zu mir: „Weeßte, Oskar, obwohl euer männlicher Recht nich jesetzlich verankert is, wie bei uns Frauen, habe ick nischt dajegen, wenn de morjen den Vatertag feierst. Ick hole den ollen Strohhut von' Boden, und zum Abendbrot besorje ick 'n kleenet Jeschwader Rollmöpse.“

„Frieda“, sage ick, „det is 'n Zeichen von Herzensroheit, wenn de mit de Leiden von uns unterdrückte Männer Spott treibst. Ick verlebe den Vater-tag in alle Ruhe uff de Kautsch.“

„Oskar“, sagt se, „dette keene Her-renpartie machst, ha' ick mir jedacht, aber dette dir den janzen Tag uff de Kautsch aalst, wie de Made in' Keese, det kommt ooch nich in Frage. Mor-jen fahren wir raus int Jrüne und besuchen mal Strampelmeiers in ihre Laube. Die ha'm uns schon lange in-jeladen.“

Ich habe denn bloß noch 'n tränenfeuchten Abschiedsblick uff de Kautsch jeschleudert, und denn sind wir an' nächsten Morjen rausjefahren.

Die Strampelmeiers sind so richtije Laubenpieper. Die wittern det Unkraut schon uff drei Millimeter unter de Erdoberfläche.

„Weeßte, Oskar“, sagt der Strampelmeier bei'n Kaffeetrinken, „mir jehet nischt über mein Ritterjut in Westentaschenformat. Aber, weeß der Deibel, wie lange man noch seine Freude dran hat. Denn, wenn der nächste Krieg kommt...“

„Sehnse“, sagt die Strampelmeiern, „so is mein Waldemar. Mit sein dämlichet Jerede von Krieg kann er einen de schönste Stimmung versauen. Ich sage immer, nich dran denken und noch wenijer von reden. Wenn er kommt, denn kommt er, wir können et sowieso nich ändern.“

„Waldemar“, sage ick zu den Strampelmeier, „kiek doch mal da oben, wat haste denn da uff dein Dach?“

„Ach, du meinst den Blitzableiter“, sagt er.

„Sieh mal“, sage ick, „Jewitter jibt et schon seit urewije Zeiten. Ha'm sich de Menschen etwa damit abjefunden? Nee, se ha'm de Ursachen von't Jewitter erforscht, und denn ha'm se den Blitzableiter erfunden. Nun denk mal an de Medezin. Sagen de Ärzte vielleicht, jejen den Krebs is keen Kraut jewachsen? Wer Krebs hat, kricht 'ne Überweisung an't Beerdijungs-Institut ‚Ruhe sanft‘ oder an' Feuerbestattungsverein ‚Flammentod‘? Keene Spur, sondern se forschen weiter, und eenes Tages werden se een Mittel jejen den Krebs jefunden ha'm.“

Aber bei'n Krieg, da sagt ihr einfach, der kommt sowieso, da können wir doch nischt dajegen machen. Det könnte den Halunken, die mit unser Blut Jeschäfte machen wollen, so passen, det wir de Hand in' Schoß lejen und sie den nächsten Krieg starten können.“

„Oskar“, sagt der Strampelmeier, „wenn et den Amis paßt, machen se ihren Krieg, denn fragen se uns jenau so wenig nach, wie man uns 1939 jefragt hat.“

„Ich wer' dir mal wat sagen, den Krieg muß man lange vorbereiten, und da sind de Amis jetz bei. Det ist jenau so, als wenn eure kleene Tochter von zwee Jahren 'n Teller runterschmeißen will. Wenn de ihr

den rechtzeitig wechnimmst, denn bleibt er heil. Siehste, und wenn wir jetz schon de Kriegsvorbereitungen verhindern, denn bleiben wir heil.“ „Oskar“, sagt er, „ick weeß, watte meenst. Wenn wir keene Rüstungsproduktion machen, det heeßt, wir machen ja keene, aber wenn de Arbeiter in Westdeutschland keene machen, wenn se sich nich von de Amerikaner militärisch ausbilden lassen, denn können wir ihn verhindern, da haste recht. Aber, haste denn 1939 den Mut jehabt, nich in' Krieg zu jehn?“

„Nee“, sage ick, „ick bin ja keen Selbstmordkandidat.“

„Na also“, sagt Waldemar.

„Hör mal“, sage ick, „ick alleene verhindere keenen Krieg und du alleene ooch nich. Aber wir alle zusamm', wir verhindern ihn.“

„Det kann schon sind“, sagt er.

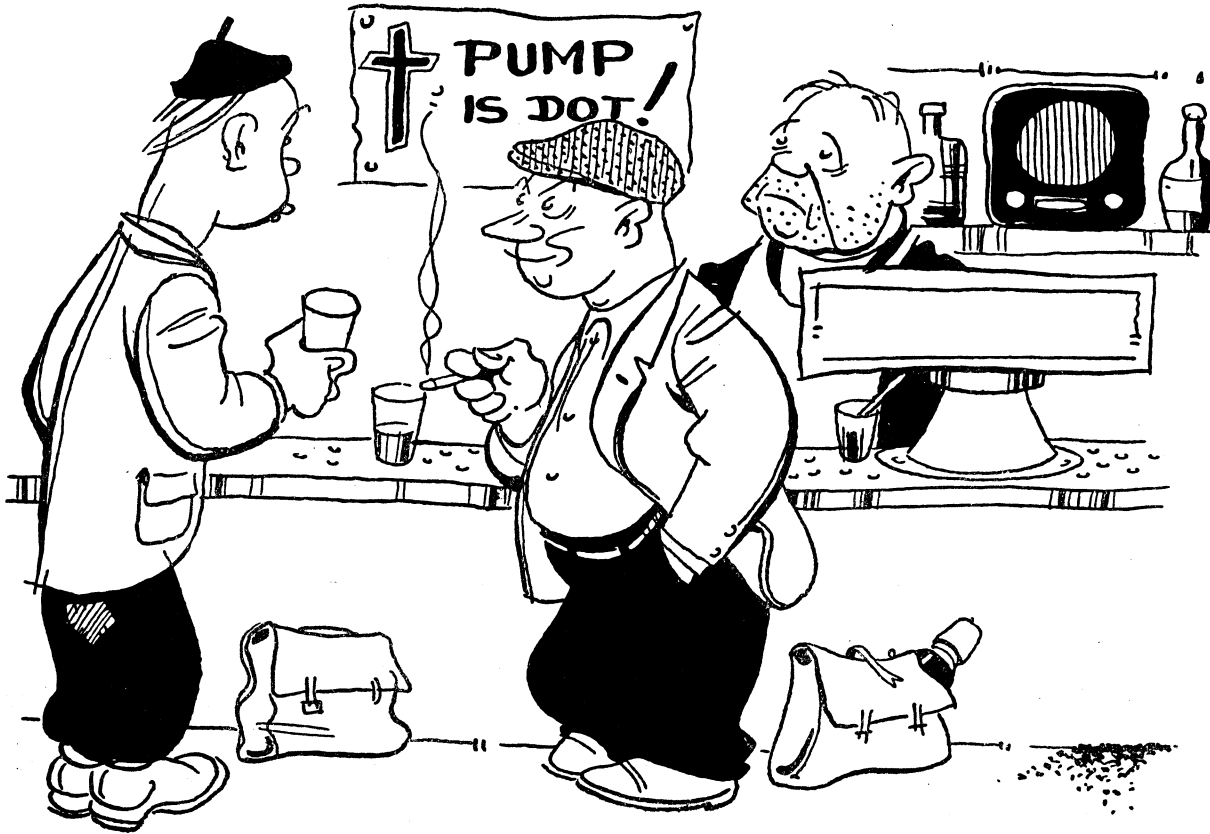
„Siehste“, sage ick, „dadurff kommt et an. Darum machen wir de Volksbefragung, damit jeder weeß, diesmal is er nich alleene. Diesmal sind et 90 oder 95 Prozent, die schon de Kriegsvorbereitungen nich mitmachen. Und de Jestellungsbefehle werden wir zerreißen. Und deswegen reicht et mir, wenn de immer jammerst wejen eenen neuen Krieg.“

Und, Frau Strampelmeier, et is ooch falsch, wenn Se sagen, ick will jarnischt von hören. Det is so, als wenn Se bei's Jewitter 'n Kopp unter de Bettdecke stecken. Deswegen donnert's doch, und deswegen schlägt der Blitz doch in, wenn Se nich vorher 'n Blitzableiter anjemacht ha'm. Aber, Waldemar, jerade weil de so an dein Liliput-Ritterjut hängt, jerade deshalb mußte dafür sorjen, det ooch der letzte von deine Laubenpieper mitmacht bei de Volksbefragung. Und deshalb darfst du nich abends um achte in deine Flohmolle hauen, sondern erst um neune oder zehne. In de Zwischenzeit schreibste nämlich noch eenen Brief nach Westdeutschland, damit der Laubenpieper drüben merkt, det er nich alleene is. Und ick sage dir, Waldemar, so wahr ick Oskar Kulicke heiße, denn schaffen wir't.“

„Wissen Se, Herr Kulicke“, sagt de Strampelmeiern, „jetz hol ick 'ne Pulle raus. Sie ha'm mir direkt wieder Mut jemacht.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 20 vom 13. Mai 1951)

Ick freu' mir über eene Mark



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie ick neulich mit Maxe Krüjer zusamm' von' Bau komme, sind wir doch bei uns um die Ecke rum zu Jroßkopp in de Kneipe jejangen, um uff de Schnelle 'ne Molle zu trinken.

„Hört mal“, sagt der Jroßkopp, „eben ha'm se in't Radio anjesagt, det se jleich 'ne neue Verordnung bekanntjeben über die Verbesserung der Lebenslage.“

Und denn haben wir die neue Verordnung jehört über de Senkung von de Lohnsteuer und de Preissenkung bei de HO.

„Weeßte“, sagt der Maxe Krüjer hinterher, „so 'ne Volksbefragung is eijentlich 'ne ganz jute Sache. Uff die Weise wird wenigstens mal wieder der Schnaps billijer. Die Lohnsteuersenkung, det is ja bloß wat für die, die sowieso schon ville Jeld verdienen. Bei uns is det ja man heechstens 'n Tropfen uff'n heißen Steen.“

„Maxe“, sage ick, „du meenst also ohne Volksbefragung wäre die Verordnung nich jekomm?“

„Na, Oskar“, sagt er, „is doch klar wie dicke Tinte, det machen se doch jetz, damit wir alle an 3. mit Ja stimmen.“

„Maxe“, sage ick, „du solltest dir den Fünfjahrplan untert Koppkissen packen und mal jeden Abend vor't Einschlafen drinne lesen.“

„Hör uff“, sagt er, „nischt als Zahlen, da les' ick lieber 'n richtigen Kriminalroman.“

„Du“, sage ick, „aber der Fünfjahrplan, det is ooch 'ne ganz spannende Sache, da steht nämlich drinne, det sich unser Leben ganz entschieden verbessern wird. Und et steht ooch drin, det zu de Verbesserung von unser Leben 'ne schrittweise Senkung von de HO-Preise und de Herabsetzung der Lohnsteuer jehört. Nu sag mir mal, wann is der Fünfjahrplan uffjestellt?“

„Na“, sagt der Jroschkopp, „det war doch vorichtet Jahr, schon in' Sommer, uff'n Parteitag von de SED.“

„Siehste“, sage ick, „Maxe, da mußte dir von so'n Mollenartisten belehren lassen. Aber vorichtet Jahr, da war von de Volksbefragung noch janich die Rede. Da siehste mal wieder, dette schief liejst. Wat in' Plan steht, wird ooch durchjeführt, aber natürlich bloß, wenn wir den Plan erfüllen.“

„Mensch“, sagt der Maxe, „Oskar, wat kommt schon raus bei de Lohnsteuersenkung, vielleicht eene oder zwee Mark de Woche? Aber for die, die sowieso ville verdienen, für die lohnt et sich. Und du stellst dir hin und freust dir noch über deine eene Mark.“

„Mensch“, sage ick, „da haste recht, ick freue mir ooch, und ick will dir ooch sagen, warum. Kiek mal, eene Mark in de Woche, det sind zwee Pfennig in de Stunde, und um zwee Pfennige Lohnerhöhung ha'm wir früher manchmal eene Woche streiken müssen. Und wenn wir Pech hatten, denn sind wir für't alte Jeld weiter arbeiten jejangen. Und heute kriejen wir die zwee Pfennig mehr und wissen genau, det bleibt nich die einzije Verbesserung. Und gleichzeitig sinken de Preise. Aber wie sieht's in' Westen aus?“

„Det stimmt“, sagt der Jroschkopp, „ick habe ooch 'n Bruder drüben. Wenn die zwee Pfennich Lohnerhöhung kriejen, denn steijen die Preise um een' Jroschen, det is 'ne alte Sache. Da rennt der Arbeeter mit sein' Lohn hinter de Preise hinterher. Und wenn der Arbeeter keen Jeld hat, det ist für uns Jastwirte genau detselbe, als wenn ick 'n Proppen in mein' Hahn stecke, denn looft er nich mehr.“

„Na scheen“, sagt Maxe Krüjer, „aber warum machen se denn det nich gleichmäßig, warum krieje ick eene oder zwee Mark, und eener, der sowieso mehr verdient als ick, kricht ooch noch 'ne höhere Steuersenkung?“

„Mensch“, sage ick, „kannste uff'n Bau arbeiten, wenn et keene Architekten jibt, oder looft 'n Betrieb ohne Techniker und Ingenieure?“

„Nee.“

„Da hastet doch. Nu kiek mal, wenn die nu mehr Jeld verdienen, aber se arbeiten nur für't Finanzamt, denn ha'm se doch keene Lust. Wenn eener 'n paar Jahre studiert und jelernt hat, denn will er ooch mehr verdienen, aber e'r soll se verdienen, und nich de Steuer. Denn, Maxe, wir beede alleene sind ja ganz jut, aber die Leute mit Köppken brauchen wir for unsere Friedenswirtschaft.“

„Na ja“, sagt der Jroschkopp, „weil Se jerade wat von Friedenswirtschaft sagen, jlooben Se denn wirklich, det et Zweck hat mit de Volksbefragung für'n Frieden?“

„Hör mal, oller Schnapstiger“, sage ick, „stell dir mal vor, wir hätten 1938 oder 1939, als Hitler damals uffjerüstet hat, in Deutschland 'ne Volksbefragung jehabt. 90 Prozent von uns hätten damals jesagt, Adolf, wenn de 'n Krieg haben willst, denn mach ihn man mit dein' dicken Hermann alleene, aber wir jehen nich mit. Kannste dir vorstellen, det der Adolf et ieberhaupt noch jewagt hätte, uns 'ne Knarre in de Hand zu drücken? Der hätte doch genau jewußt, von zehne dreh'n neune de Flinte um, wenn et druff ankommt.“

„Na“, sagt der Maxe, „damals jabs doch keene Volksbefragung.“

„Eben“, sage ick, „aber diesmal jibts eene, und det müssen wir den Eisenhower und die janzen iebriegen Brieder zeigen, det se uff uns nich rechnen können.“

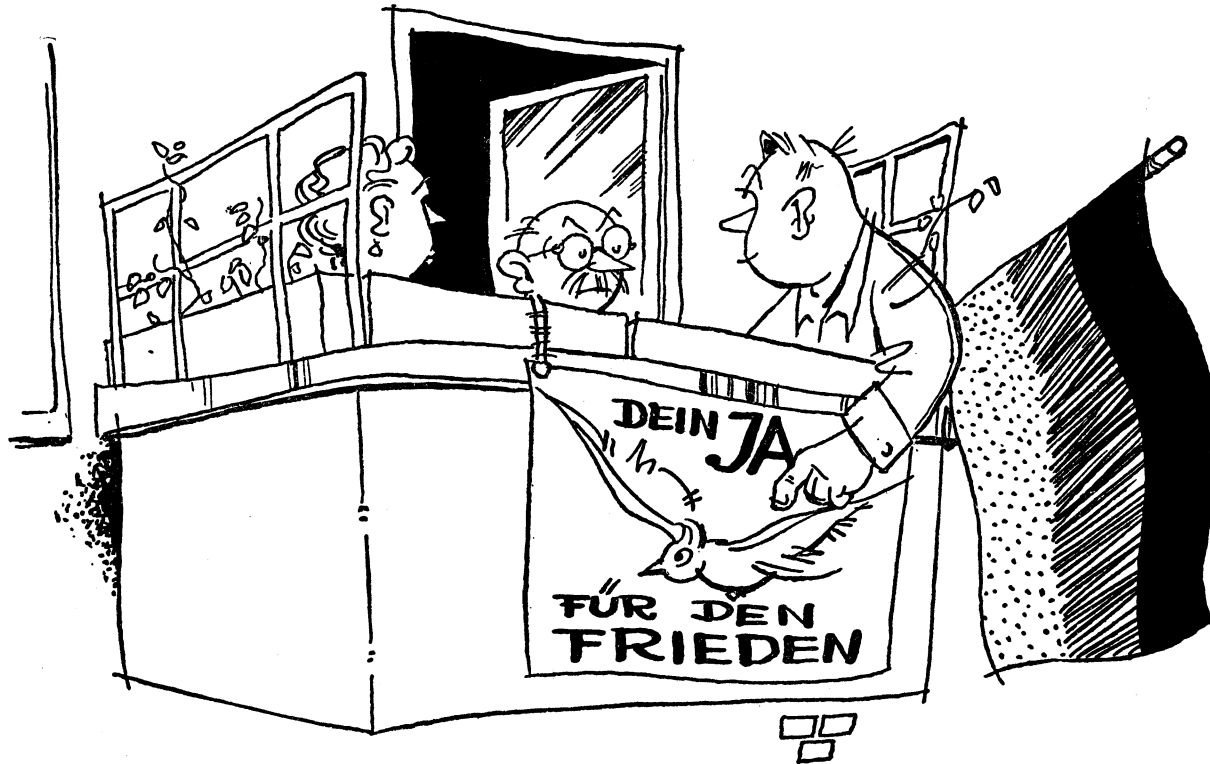
„Von die Seite“, sagt der Jroschkopp, „habe ick mir det ieberhaupt noch nich ieberleecht, aber da is wat dran, wat Se da jesagt ha'm.“

„Na“, sagt der Maxe, „denn wollen wir man noch 'ne Lage trinken.“

„Nee“, sage ick, „wir trinken keene, du bist in jede Beziehung rückständig. Jetz jehen wir nach Hause, und denn komm' wir wieder, wenn't billijer jeworden is.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 23 vom 2. Juni 1951)

Friedenstaube ferngesteuert?



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie ick an' Wahlsonntag nachmittags mit meine Frieda uff'n Balkon sitze und Kaffee trinke, sagt doch die Frieda zu mir: „Oskar, ick möchte bloß wissen, wat mein Vater heute macht.“ Uff eenmal klingelts. Also wat sieht mein halberblindet Adlerooge: mein' Schwiejervater!

„Siehste, Frieda“, sage ick, „wenn man von' Deibel redet...“

„Weeßte“, sagt mein Schwiejervater, „det ick euch treffe, ha' ick ja wirklich nich jedacht, aber ick wollt' mir doch mal eure Volksbefragung ankieken. Aber wat is denn mit euch beede los, det ihr heute nich unterwegs seid?“

„Ha'm wir nich mehr nötig“, sagt meine Frieda und jießt Kaffee in, „bei uns war nämlich schon um zwee Uhr 'ne hundertprozentige Wahlbeteiligung, und jetz sitzt bloß noch der Wahlvorstand und wartet uff'n paar verlorne Schafe mit'n Wahlschein.“

„So“, sagt der Olle und schiebt sich 'n halbet Stücke Käsekuchen hintert Jebiß, „hundertprozentig uff'n Mittag? Da wird sich Stalin ja freuen.“

„Klar“, sage ick, „soll er ooch, der wird sich über unser Wahlergebnis genau so freuen wie jeder anständige Mensch uff de Welt, der für'n Frieden is.“

„Aber“, sagt meine Frieda, „wie kommste denn jrade uff Stalin?“

„Na“, sagt er, „weil doch allet bei euch sowieso von de Russen fernjesteuert wird.“

„So“, sage ick und zeije uff de Friedenstaube, die wir als Sichtwerbung an unsern Balkon jemacht haben. „Du meenst also, die hier is fernjesteuert?“

„Oskar“, sagt er, „wenn de bloß nich immer Dinge bestreiten wolltest, die klar uff de Hand liejen. Kiek dir zum Beispiel eure Volksbefragung heute an. Haste nich jemerkt, womit det losjing?“

„Doch“, sage ick, „det ha' ick.“

„Na also“, sagt er, „mit de Prager Außenministerkonferenz. Und wer hat dazu den Anstoß jegeben? Natürlich de Russen.“

„Moment“, sage ick, „du kommst mir vor wie Nurmi.“

„Nurmi?“, sagt er, „wat ha' ick denn mit'n finnischen Schnellläufer zu tun?“

„Eben“, sage ick, „du loofst zu schnell, denn wat war vor de Prager Außenministerkonferenz? Da bejann schon de Uffrüstung in Westdeutschland, und det verjiffste.“

„Oskar“, sagt er, „du lenkst ab.“

„Nee“, sage ick, „ick lenke nich ab, sondern ick lenke hin, uff den Kernpunkt nämlich, uff den et ankommt, und det is de Remilitarisierung. Und nu frage ick dir, verehrter Schwiejervater, wer steuert Adenauer fern und dein' Parteiführer Schumacher, die so für de Uffrüstung sind? Vielleicht ooch der Kreml?“

„Na ja“, sagt mein Schwiejervater und steckt sich 'ne Zigarre an, „det is ja det Traurige. Et jibt eben keene deutsche Politik mehr, die Deutsche für Deutsche machen. Wes Brot ich esse, des Lied ich singe, det trifft für alle zu.“

„Du“, sage ick, „diesmal haste fuffzig Prozent recht, aber für die andere Hälfte biste wiedermal janz jründlich uff'n Holzweg. Denn wat is 'ne Politik in' deutschen Interesse? Det is doch 'ne Politik, die für'n Frieden is, oder biste andrer Meinung?“

„Nee“, sagt er, „det stimmt schon, aber ihr macht doch bloß det, wat de Russen wollen, oder kannste det bestreiten?“

„Nu stell dir mal vor“, sage ick, „du handelst mit Schnürsenkel. Und jetz kommt eener und bietet dir jute und billige Schnürsenkel an. Lehnste die ab, weil dir de Neese von den nich sympathisch is? Bestimmt nich!“

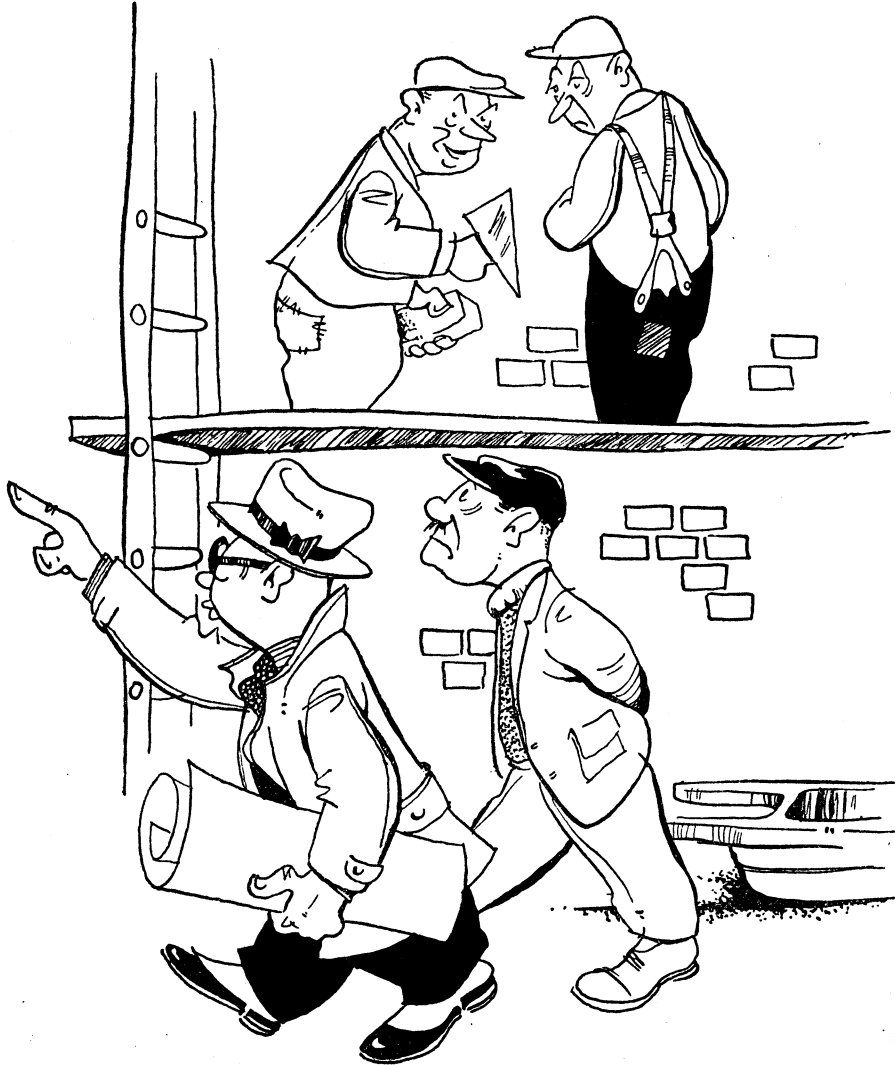
„Nee“, sagt er, „aber wat hat denn det mit de Fernsteuerung zu tun?“

„Sehr ville“, sage ick, „denn, kiek mal, wat macht die Sowjetunion? Die macht Politik für'n Frieden, und sie war de erste, die für de Abrüstung war und für de Einheit Deutschlands und für'n Friedensvertrag und für'n Abzug der Besatzungsmächte. Det sind doch bestimmt prima Anjebote. Det sind sozusagen Qualitätsschnürsenkel für uns, und nu verlangst du, det wir uff de Hilfe von de Sowjetunion und von de Volksdemokratien und von China und von alle friedliebenden Menschen uff de Welt pfeifen und detselbe machen, wat Schumacher und Adenauer tun, nämlich uffrüsten jejen de Sowjetunion. Mensch, da müßten wir doch mit'n Klammerbeutel jepudert sind, wenn wir so'n Anjebot uff Hilfe und Unterstützung ablehnten. Und siehste, weil wir det annehmen, da kommst du und sagst, wir sind fernjesteuert. Ick bin der Meinung, wir sind vernünftig, denn et jibt keene Politik, die besser for uns is als die for'n Frieden.“

„So“, sagt Frieda, „Vaterken, nun sagste janischt mehr, und die Wähler, die de Volkspolizei mit uffjepflanzte Bajonette an de Wahlurne jetrieben hat, wie det sicherlich bei euch in eure Westzeitungen steht, die haste ooch nich jesehen. Damit de aber nich janz umsonst jekommen bist, bleib man ruhig noch zum Abendbrot.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 24 vom 10. Juni 1951)

Allet for de Intellijenz?



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie wir da neulich uff't Jerüste stehen und mauern, kommt doch unten unser Architekt langjeschossen mit'n Bauführer und'n Polier. Da sagt der Orje, wat unser neuer Kolleje is, „kiek dir mal den an, der hat et jut.“

„Wieso?“ frage ick.

„Na, Oskar, der jehört doch zu de Intellijenz, für die wird doch allet jemacht. Sag mal, wann kriejen denn eijentlich wir Doowen wat?“

„Na“, sage ick, „wat heeßt ‚wir‘, du mußt ja wissen, wozu de jehörst. Ick rechne mir jedenfalls nich zu de Doowen.“

Und denn ha'm wir uns in de Mittagspause über den Fall weiter unterhalten.

„Du kannst doch nich bestreiten“, sagt der Orje, „det et bei uns immer heeßt, technische Intellijenz vorne und technische Intellijenz hinten. Jetz ha'm se ooch de zusätzliche Altersversorgung, und Sonderverpflegung hats für die schon lange jegeben. Ick sag dir aber, ohne uns Arbeeter kann sich de ganze Intellijenz bejraben lassen.“

„Stimmt“, sage ick, „und ohne de technische Intellijenz de Arbeeter ooch. Siehste, beede jehören nämlich zusamm' wie Topp

und Deckel. Aber wer hat denn, als et uns damals 1945 so dreckig jing, als wir noch nach Kalorien jerechnet ha'm, wer hat denn damals de erste Verbesserung jekricht?“

„Weeß ick nich mehr genau“, sagt der Orje, „wahrscheinlich de technische Intellijenz.“

„Nee“, sage ick, „die nich, sondern de Bergarbeeter, und den Jrund be-jreift ooch eener, der verjessen hat, ‚hier‘ zu rufen, als der liebe Jott den Verstand verteilt hat. Ne gleichmäßige Verbesserung für alle hätte damals in die schweren Jahre bei'n einzelnen so wenig ausjemacht, det se nich zu merken jewesen wäre. Also hat man zunächst mal die Kumpels aus'n Bergbau mehr jegeben, weil die am wichtigsten war'n für uns. Denn ohne Kohle jibts keen Strom und roocht keen Schornsteen. Und später hat man de technische Intellijenz besser versorgt. Und det is ooch notwendig. Denn kiek mal, wenn de dir'n Haus bauen willst, denn brauchste zunächst mal de Zeichnung. Ausschachten kann denn jeder, mauern können ville, aber det technische Können ha'm bloß wenije.“

„Passen Se mal uff“, sagt der Petermann, der bei uns in't Baubüro sitzt und zuekommen war. „Mir jeht et um's Prinzip, um det Prinzip der Gleichheit nämlich. Jetz ha'm wir volkeijene Betriebe, und de Löhne sind genau so jestaffelt wie früher ooch, und in de Sowjetunion is et genau so.“

„Herr Petermann“, sage ick, „wenn Ihn' eener sagt, in' Harzer Keese sind Maden drin, und Sie koofen ihn trotzdem, und der Keese hat keene Maden, jeh'n Se denn zu'n Konsum hin und verlangen, det der de Maden nachliefert?“

„Blödsinn, Herr Kulicke, Blödsinn, wer wird denn uff so'ne ausjefallene Idee kommen?“

„Sie sind druff jekommen, Herr Petermann, denn seh'n Se, Ihnen ha'm se früher immer erzählt, wenn erst mal de jroßen Konzerne enteijnet sind, denn kriejen alle det jleiche Jeld. Und det wär' doch unjerecht, und dadrum sollte man de Konzerne ruhig besteh'n lassen. Nu ha'm wir de Konzerne enteijnet, aber wir denken nicht daran, den Quatsch zu machen und allen den jleichen Lohn zu zahlen, und nu kommen Sie...“

„... und verlangen de Maden nach“, sagt Orje. „Doch, det versteh' ick.“

„Sehn' Sie mal, Herr Petermann, so arbeitet die jejnerische Propajanda. Den Intellijenzlern sagen se, kommt zu uns nach'n Westen. Wenn ihr hier Mordwaffen baut, könnt ihr mehr verdienen als in de DDR. Und den Arbeetern bei uns sagen die jleichen Jejner von unsern Uffbau: Kiek mal, bei euch kricht bloß de Intellijenz wat, und ihr Arbeeter seid Neese. Und wenn wir dadruff rinfallen, denn sind wir alle anjeschmiert, de Arbeeter und de Intellijenz.“

„Aber“, sagt der Orje, „Oskar, wie soll denn det weiterjeh'n, de Lohnpolitik bei uns?“

„Mensch, kennste denn unsern Fünffjahrplan nich? Det bessere Leben for alle is doch det Ziel. Aber selbstverständlich wird der, der mehr leistet und der für uns alle mit seine Arbeit besonders wichtig is, ooch mehr verdienen. Aber uffwärts jeht's bei uns alle, wenn wir den Plan zusamm' erfüllen. Und deshalb dürfen wir uns nich jejeneinander hetzen lassen, Arbeeter und technische Intellijenz.“

„Du meinst also“, sagt der Orje, „in'n paar Jahren haben wir de Diskussion von heute schon verjessen?“

„Richtig“, sage ick, „genau wie det Hamstern von 1946.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 26 vom 24. Juni 1951)

...und darum sieht der Jakob rot



Also wat soll ick Ihn' sagen, Jünter is wieder da.

„Weeßte, Onkel“, sagt er, „zu de Weltfestspiele wollte ick sowieso kommen, na und da bin ick 'n bißken früher jefahren, um mir bei euch 'n bißken umzusehen.“

Na und det tut er denn ooch so jründlich, det er den janzen Tag unterwegs ist und nachts heimlich still und leise wie so'n Nachtjespenst wieder uffkreuzt und den großen Stullenberg vertilgt, den ihn meine Frieda uff'n Küchentisch stellt. Neulich, an' Sonntag, ha' ick mir aber doch mal jründlich mit ihn unterhalten.

„Weeßte“, sagt er, „Onkel, Adenauern weent ja keen Mensch 'ne Träne nach, wenn der eenes Tages verdufften muß, denn det der verantwortlich is for de neue Wehrmacht bei uns, det merkt jeder Blinde mit'n Krückstock. Bloß eens jibts, wat mir ooch noch nich klar is.“

„Na, und wat is det?“ frage ick.

„Det is die Sache mit eure Volkspolizei. Bei uns liest de dauernd, det det eijentlich keene Pollezei is, sondern 'ne Armee, und wenn wir uns jejen die nich schützen, denn kommen se eenes schönen Tages über de jrüne Jrenze. Siehste, und damit jehen der Adenauer und der Kaiser hausiern.“

„Junge“, sage ick, „det trifft sich jut, dette damit anfängst. Also da brauch ick mir diesmal ieberhaupt nich in jeistije Unkosten zu stürzen.“

„Als ob du det jemals tust“, sagt meine Frieda, „du hast sowieso mal 'n leichten Tod, weil de nich ville Jeist uffzujejen hast.“

„Frieda“, sage ick, „meine mir anjeborne Vornehmheit verbietet mir, dir in der jebührenden Form zu antworten. Sonst

würde ick nämlich sagen, det dein liebet Sprachorjan später extra tot-jeschlagen werden muß.

Aber Jünter, nu paß uff. Ick war neulich bei de Uffklärerschulung von de Nationale Front, und da ha'm wir det gleiche Thema besprochen. Ick hab mir det genau notiert. Wat ick dir jetzt sage, is amtlich, det kannste in de Westpresse nachlesen. Also hör jut zu, Jünter.

„Nach Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht in der Sowjetzone wird die Volkspolizei in eine demokratische Volksarmee umgewandelt. Die Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht ist für April 1950 vorgesehen“. — Det hat an 24. November 1949 det Westberliner Lügenblättchen „Der Abend“ jeschrieben.“

„Moment mal“, sagt der Jünter, „wie war det, alljemeine Wehrpflicht in April 1950, det is ja schon lange vorüber?“

„Eben“, sage ick, „und det ha'm die Brieder ja denn ooch jemerkt, und weefste, wat se denn jeschrieben ha'm? Jetzt kommt der ‚Telejraf‘ von 21. Januar 1951. ‚Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im gesamten Gebiet der Ostzonenregierung ist Anfang April d. J. zu rechnen“. — Merkste wat, Jünter?“

„Ja“, sagt er, „Onkel Oskar, erst alljemeine Wehrpflicht in' April 1950, und denn alljemeine Wehrpflicht in' April 1951.“

„Richtig“, sage ick, „und nu kannste dir schon ausrechnen, wat se in' November oder in' Dezember schreiben werden.“

„Jawoll“, sagt er, „alljemeine Wehrpflicht im April 1952. Aber sag mir doch mal eens, die schreiben doch bei uns so ville über de Stärke von de Volkspolizei. Det müssen ja Hunderttausende sind.“

„Paß uff, mein Junge“, sage ick, und blättere weiter in mein Notizbuch. „Also da hätten wir erst mal den unrühmlich entschlafenen ‚Sozialdemokrat‘. Reuters komischet Nachtpapier hat an' 6. September 1949 foljendet jeschrieben: ‚560 000 Ostpolizisten unter Waffen‘ und vorher, an' 10. Aujust schrieb detselbe Blättchen: ‚Die Volkspolizei soll Anfang September den Namen ‚Volksarmee‘ erhalten!“

„Na“, sagt der Jünter, „mit de Volksarmee is et doch ooch nischt jeworden!“

„Nee“, sage ick, „aber nu paß uff, wie det mit de 560 000 Pollezisten weiterjeht. Der ‚Abend‘ schreibt an' 24. November 1949: ‚Nach Ent-

scheidung Moskaus darf die demokratische Volksarmee die Stärke von 360 000 Mann nicht überschreiten.“

„Na, det is ja 'n Unterschied von 200 000 Mann.“

„Wunder' dir nich, mein Junge“, sage ick, „det kommt noch scheener. An' 14. Juni 1951, det is also noch janich so lange her, schreibt der ‚Telejraf‘: ‚Vopo zieht weitere 75 000 Mann ein. Gesamtstärke in Kürze 250 000.“

„Onkel“, sagt er, „nur versteh ick überhaupt nischt mehr. Erst 560 000 Mann, denn 360 000, und denn kommen 75 000 zu, und det sind denn zusamm' 250 000. Jetzt jloobe ick janischt mehr.“

„Junge“, sage ick, „det wird noch scheener. Jetzt kommt nämlich det Blatt von euern Minister Jakob Kaiser, ‚Der Tag‘. Der schreibt an' 3. Juli 1951: 90 000 jugendliche Ostrekruten. Pläne der Volkspolizei. Verstärkung auf insgesamt 186 000 Mann!“

„Verdammt noch mal“, sagt der Jünter.

„Moment“, sage ick, „eens muß ick dir noch vorlesen. Also an' 3. Juli waren det 186 000, am 7. Juli, also vier Tage später, da schreibt de ‚Neue Zeitung‘: ‚Bericht des Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen. Rund 131 000 Mann beträgt die Gesamtstärke der Volkspolizei‘. So, und nu kannste dir wat aussuchen. Aber damit de merkst, wie jefährlich de Volkspolizei is und wat die for'ne furchterrejende militärische Truppe is, die Adenauern und Kaisern keen' Tag schlafen läßt, hab' ick mir noch wat uffjeschrieben aus'n ‚Tag‘ von' 8. Juli 1951. Da hat doch Jakob Kaiser in een' amtlichen Bericht festgestellt: ‚Zum offenen Uniformrock trägt die Volkspolizei ein blaues Hemd mit rotem Binder‘. Na bitte, Jünter, stell dir vor, 'ne rote Krawatte, det da der Jakob rot sieht, det wirste doch bejreifen können.“

„Mensch, Onkel“, sagt er, „die schwindeln ja wie gedruckt.“

„Siehste“, sage ick, „du merkst ooch allet, aber weefste ooch warum se det machen? Um sone Fijuren, wie du eene bist, reif zu machen für ihre Wehrpflicht.“

„So“, sagt der Jünter, „jetzt jib mir dein Notizbuch her, det muß ick mir abschreiben, det brauch ick, wenn ick wieder nach Westdeutschland fahre.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 30 vom 22. Juli 1951)

Wir woll'n nich in' Keller wohnen



Also wat soll ick Ihn' sagen, steh ick doch neulich mit mein' Neffen Jünter bei so 'ne schnuddlige kleene HO-Verkäuferin mit 'n Bauchladen mit Bockwurst.

„Jut is se“, sagt der Jünter.

„Ja,“ sage ick, „Jünter, det kann man woll sagen, kiek dir mal die Waden an.“

„Aber, Onkel Oskar, oller Jenießer, ick mein' doch die Wurst.“

„Die is ooch jut, det is bekannt.“

„Jut schon, aber teuer. Wenn ick det mit unsre Preise in' Westen vergleiche...“

„Na“, sage ick, „du kannst natürlich de Bockwurst bei uns ooch billiger kriegen, aber denn isse uff Marken.“

„Siehste“, sagt Jünter, „det isset ja. Marken kenn' wir bei uns schon lange nich mehr. Det is der Unterschied.“

„Paß mal uff, mein Junge“, sage ick, „stell dir mal vor, wir beede ha'm jeder 'ne Laube. Weeßte, so 'ne kleene niedliche Wohnlaube. Du in' Westen und ick in' Osten. Uff eenmal brennen uns beeden de Lauben ab. Kannste dir det vorstellen?“

„Ja“, sagt er, „det kann ick, aber wat det mit de Preise zu tun ha'm soll, det weeß ick nich.“

„Wirste bald merken“, sage ick. „Siehste, und ick fang nu an, mir meine Laube wieder uffzubauen, det heeßt, ick bau keene Laube mehr uff, sondern ick fange an, 'n richtijet Haus zu bauen. Aber eens mach ick nich. Ick mach keene Schulden, sondern ick bau ganz mühsam, so Steen for Steen. Denn is et klar, det ick an' Anfang den Jürtel vadammt eng schnallen muß, det siehste in.“

„Ja“, sagt er, „da is keene Bockwurscht mehr drin so nebenbei.“

„So is et“, sage ick.

„Aber, Onkel“, sagt er, „wenn da nu eener kommt und will dir zum Beispiel zehntausend Mark pumpen für dein' Hausbau. Wärste doch dußlich, wenn de die nich nimmst!“

„Junge“, sage ick, „wird der mir die zehntausend Mark jeben, weil ihn meine hübschen blauen Oogen gefallen?“

„Nee“, sagt er.

„Na also“, sage ick, „ick kann zwar mit det jepumpste Jeld schnell bauen, am Ende aber kommt dabei raus, det den andern, der mir det Jeld jeben hat, det Haus jehört. An' Schluß wohn ick in' Keller und kann mir aus 't Kellerfenster de Beene von de Vorüberjehenden ankieken. Und der mit de zehntausend Mark, der wohnt in' ersten Stock und trampelt mir uff'n Kopp rum. Bejreifste det, Jünter?“

„Ja“, sagt er, „det bejreife ick.“

„Weil wir aber selber in' ersten Stock wohn' wollen und nich in' Keller, darum bauen wir unser Haus uff ohne Schulden, und darum müssen wir den Riemen anfangs eng schnallen. Siehste, und der engjeschnallte Riemen, det sind zum Beispiel de Preise, die bei uns noch höher sind als bei euch. N o c h sind se höher ha' ick jesagt, Jünter.“

„Det heeßt also, Onkel, det se jesenkt werden?“

„Junge, det sind se ja schon 'n paarmal. Siehste, und jede Preissenkung heeßt, det wir mit unsern Bau 'n Stücke weiter jekommen sind, det wir den Riemen 'n bißken weiter schnallen können. Aber wie is det bei euch? Sind bei euch die Preise ooch jesenkt worden?“

„Nee, Onkel, in Jejenteil, die sind jestiejen.“

„Siehste“, sage ick, „bei euch steijen de Preise, und de Löhne fallen, und bei uns is et umjekehrt. Det jeht zwar sachte, aber et jeht. Und jede Preissteijerung bei euch und jede Lohnsenkung und jeder Arbeetslose mehr, det bedeutet, det ihr in euer Haus mit det jepumpste Jeld immer wenijer Platz for euch alleene habt, det ihr immer enger in' Keller zusamm'rücken müßt.“

„Ja“, sagt er, „Onkel, wenn man sich det so überleeht, denn haste natürlich recht. Aber sag mal, eene Frage in Vertrauen, ha'm denn det bei euch nu schon alle Leute bejriffen? Hier jibt et doch ooch noch manche, die machen Stieloogen nach'n joldenen Westen.“

„Junge“, sage ick, „natürlich findste sowat bei uns ooch noch. Und ick sage ja ooch nich, det et uns jut jeht. Ick sage ja bloß, et jeht uns besser als vor zwee, drei Jahre. Und du wirst mir zujeben, det et euch nich besser jeht als vor zwee, drei Jahre, sondern schlechter. Siehste, und da-druff kommt et an. Aber du hast schon recht, wenn wir beede nischta ha'm und fangen beede an, an unsre runterjebrannten Lauben zu bauen, und du pumpst dir wat, denn machste natürlich for een', der nich überleeht, wo de eijentlich deine dicke Brieftasche her hast, 'n reichen Eindruck. In Wirklichkeit biste bloß 'n armet Luder, denn von Schulden machen is noch keener reich jeworden.“

„Weeßte, Onkel“, sagt der Jünter, „wenn jetzt bei de Weltfestspiele so ville aus Westdeutschland rüber kommen, denn muß man ihnen det erklären.“

„Det is doch klar wie dicke Tinte“, sage ick, „det wir det machen werden. Schließlich könn' wir von unser selbstjebautet Haus schon 'n ganz Teil zeijen. Und det wir uns mal in unser Haus wohlfühlen werden, det merkt ooch 'n Blinder mit'n Krückstock.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 31 vom 29. Juli 1951)

Der Zahn muß raus



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie wir da neulich nach Westberlin zu mein' Schwiejevater kommen, weil der doch sein' Enkel, den Jünter aus Köln, ooch mal sehen will, empfängt uns der Olle mit 'n dicket Tuch um' Kopp.

„Nanu“, sage ick, „wat fehlt dir denn?“

„Wenn ick mir 'n Tuch um' Kopp binde, wer' ick woll keene Hämorrhoiden haben“, sagt er.

„Warste denn bei'n Zahnarzt?“ frage ick.

„Nee,“ sagt er, „bei Zahnschmerzen, da fehlt mir der Mut zur Konsequenz.“

„Der fehlt dir nich bloß bei Zahnschmerzen“, sage ick, „det is 'n sozialdemokratischet Erbübel. Denn det in de Mainschleife bei Hammelburg und Umjebung de Bauern von de Amis von Haus und Hof verjagt werden sollen, damit biste ooch nich einverstanden. Und de 300 000 Arbeitslosen hier in Westberlin, die liejen dir ja ooch in' Magen wie 'n halbet Pfund schwarze Schmierseefe. Und det der lange Latsch hier, der Jünter, in Westdeutschland keene Arbeit findt und det er bloß eener von Hunderttausende is, die et genau so jeht, weefste ooch.“

„Oskar“, sagt der Olle, „Einzelfälle, ick jebe zu, traurige Einzelfälle, aber du siehst det Grundsätzliche nich, und uff de Grundsätze kommt et an.“

„Nu bin ick aber gespannt wie'n oller Rejenschirm“, sage ick, „denn eure Führung jibt doch in Bonn ihre Grundsätze immer in de Jarderobe ab.“

„Oskar“, sagt er, „Arbeitslosigkeit is 'n Weltproblem . . .“

„Ja, wenn de Welt bloß von New York bis Schöneberg reichen täte, hätteste recht, denn dahinter jibts nämlich keene Arbeitslosigkeit.“

„Oskar“, sagt meine Frieda, „unterbrich Vatern nich immer, jerade heute, wo et sowieso in sein' Zahn bubbert.“

„Jedenfalls“, sagt der Olle, „ha'm die Völker de gleichen Sorjen, und darum müssen se zusamm'arbeiten, in de Politik und in de Wirtschaft. Länderjrenzen, det is 'n überholter Zauber, det muß verschwinden. Darum bin ick grundsätzlic for Zusamm'arbeit in' Europarat, damit wir de Vereinigten Staaten von Europa kriegen, und von mir aus ooch bei'n Schuman-Plan uff wirtschaftliche Jebiet. Aber de Gleichberechtigung von uns muß natürlich jesichert sind, da hat Schumacher ganz recht.“

„Aha“, sagt der Jünter, „det kenn ick von uns aus'n Westen. Da jibts sogar welche, die halten sich janich mehr mit de Vereinigte Staaten von Europa uff, die jehen noch 'n Stücke weiter, det sind Weltbürger. Die packen sich 'n Zelt in' Rucksack und pennen uff'n Rasen, wo druff steht, ‚Betreten verboten‘.“

„Ja“, sagt de Frieda, „und in' Nebenberuf sind se amerikanische Millionäre, die sich so'n Quatsch erlauben könn.“

„Also paßt mal uff“, sage ick, „Europarat, Vereinigte Staaten von Europa, Schuman-Plan, wenn ick det höre, muß ick euch erst mal fragen, ob ihr 'ne Handjranate kennt.“

„Natürlich kenn' wir die“, sagt der Jünter, und mein Schwiejevater meint, „schließlich hab ick ja bei de 48er in Küstrin jedient und war Vizefeldwebel.“

„Na, denn wißt ihr ja beede, det 'ne Handjranate 'n jefährlichet Ding is, und wenn ihr nu een halbet Dutzend Handjranaten zusammenbindet . . .“

„Denn jibt det 'ne jeballte Ladung“, sagt der Jünter, „det is ne ganz jemeine Sache.“

„Richtig“, sage ick, „und de deutsche Rüstungsindustrie alleene, det is schon 'ne jefährliche Handjranate, weil man doch det, wat Krupp erzeugt, sich nich als Nippsache ufft Vertiko stellt. Bei Krupp und Konsorten jeht det Jeschäft bloß richtig, wenn Krieg is. Wenn sich nu de Rüstungsindustriellen von fünf oder sechs Länder zusamm'schließen, denn wird det noch jefährlicher, det is denn 'ne jeballte Ladung. Und det und nischt weiter is der Schuman-Plan. Der Europarat is bloß de Propagandamusike dazu. Und wenn die sagen, se sollen die Länderjrenzen beseitigen, denn is det so, als wenn dir eener erzählt, du sollst in' Krieg jehen, weil de denn keene Sorjen mehr mit deine Beerdigung hast.“

„Moment mal“, sagt der Olle, „du verjißt, det de Sozialdemokraten mit dabei sind.“

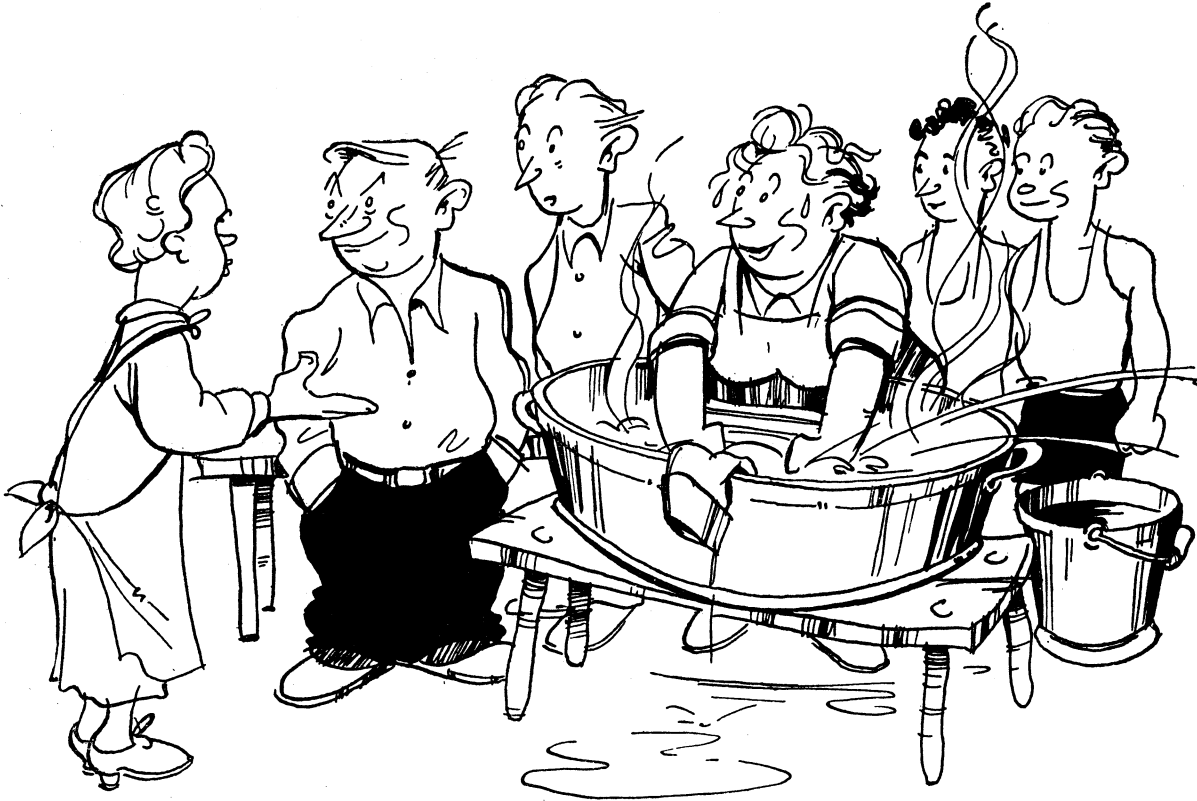
„Nee“, sage ick, „verjesse ick janich, aber wenn ick verhindern will, det fünf eintreten, denn jeh ick zur Pollezei und zeije se an, aber ick loofe nich selber mit, wie det eure Führer machen.“

„Det versteh ick“, sagt der Jünter, „denn kiek mal, Opa, wenn ick erst mal bei bin, bei de Jrenzpolizei zum Beispiel, denn kann ick nich ville machen, aber damit ick janich hinbrauche, darum bin ick nach Berlin jefahren zu de Weltfestspiele.“

„So“, sagt meine Frieda, „und jetz bringe ick euch Kaffee, und morjen läßt de dir den Zahn ziehen, damit der Oskar sieht, det de wenigstens uff een Jebiet konsequent bist.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 32 vom 5. August 1951)

Und denn kam Frau Lademann



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie ick neulich abends nach Hause komme, steht meine Frieda in de Küche und wäscht FDJ-Hemden für unsre Jäste von de Weltfestspiele.

„Wissen Se“, sagt der Walter aus Hamburg, „die Jastfreundschaft hier im Hause is wirklich 'ne tolle Sache.“

„Ja“, sage ick, „unter de Frauen is 'n richtijer Wettbewerb ausjebrochen. Vielleicht machen se nachher een'n for de Pflege der Männer.“

„Spotten Se man nich“, meint der Klaus. „Ick bin zum erstenmal in de Deutsche Demokratische Republik und habe jedacht, hier sprechen se nur von Normen und Planerfüllung.“

„Ja“, sage ick, „det is ooch for uns sehr wichtig. Schließlich ha'm wir ja een neuet Verhältnis zur Arbeet.“

In dem Moment kommt die Frau Lademann, die bei uns im Parterre wohnt. Det is so'ne ruhijs, kleene Frau, die jecht morjens arbeeten und kommt abends wieder nach Hause.

„Ach Jott, Frau Kulicke“, sagt se, „weil ick ja doch morjens schon früh uff bin, wer' ick denn jleich den Kaffe for unsre jungen Freunde kochen.“

„Det is aber nett von Ihnen“, sagt meine Frieda, „denn ick komm' mir vor, als wenn ick uff Zahnfleisch loofe.“

„Aber“, sagt die Lademann, „ick wollt euch ja nich unterbrechen.“

„Wir sprechen jrade über unser neuet Verhältnis zur Arbeit“, sage ick.

„Ja“, meint der Klaus, „det verstehe ick nämlich ooch nich, denn Arbeiter bleibt doch Arbeiter.“

„Moment mal“, sagt die Lademann, „jetzt wer' ick euch mal wat erzählen. Früher war ick Dienstmädchen. Wat det is, det wißt ihr ja.“

„Klar“, sagen die Jungs.

„Da hab' ick eisern druff jesehen, det ick zu meine freie Zeit kam und det ick nich mehr zu machen brauchte, als wir vereinbart hatten. — Na, und denn ha' ick mir verheirat' und hatte mein' eijenen Haushalt. Jungs, da bin ick ranjengan wie'n Schäferhund an de Bouletten!“

„Klar“, sagt der Walter, „det war ja I h r Haushalt. Da ha'm Se mit ville mehr Liebe jearbeet'.“

„Richtig! Denn kam der Krieg, mein Mann is jefallen. Ick mußte arbeeten jehn in 'ne Munitionsfabrik. Denkt ihr vielleicht, det ick mir 'n Been ausjerissen habe? Wenn't irjend jing, ha' ick mir krankschreiben lassen. Sollte ick mir vielleicht 'n Kopp zerbrechen, det wir irjentwat schneller herstellen? Jehustet ha' ick ihnen wat, denn meine Arbeit trug bloß dazu bei, det anderen Frauen die Männer totjeschossen wurden.“

„Versteh ick“, sagt der Jünter.

„Und denn“, sagt de Lademann, „war der Krieg aus. Ick bin in de Fabrik jeblieben. Die is jetz Volkseijentum. Wir machen Maschinen for unsern Uffbau. Jetzt arbeete ick wieder so, wie ick früher bei mir zu Hause jearbeet' habe, denn det is doch mein Betrieb mit. Und mit meine

Arbeit sorje ick mit dafür, det et uns allen besser jecht. Könnt ihr bejreifen, det ick mir überleeje, wie wir mehr und besser produzieren können?“

„Natürlich!“ sagen die Jungs. „Det is klar.“

„Ja, Jungs“, sage ick, „und weil sich de Frau Lademann mit Erfolg den Kopp zerbrochen hat, deshalb is se ooch Aktivistin jeworden.“

„Donnerwetter“, sagen die Jungs, „na denn jratulieren wir ooch.“

Und der Klaus meint: „Wissen Se, Ihr Beispiel ist jut. Denn wir in Westdeutschland arbeeten doch nich in unsere eijene Küche oder in unsern eijenen Betrieb. Bei uns is de Situation noch jenau so, wie det bei Ihnen in' Krieg war, Frau Lademann. Aber nu ha' ick noch 'ne Frage. Ha'm denn nu alle Arbeiter bei euch schon die neue Einstellung zur Arbeit?“

„Freunde“, sage ick, „wenn ick ehrlich sein soll, natürlich noch nich, et jibt noch ville, die det nich so schnell bejriffen ha'm.“

„Ja“, sagt die Lademann, „et jibt ja ooch Hausfrauen, die in ihre eijene Küche schlampig und unordentlich sind. Det is ne Frage von jejenseitige Erziehung und Uffklärung bei uns.“

Und der Klaus sagt: „Kinder, habt ihr det jut. Eure Betriebe jehören euch, und jeder hat Arbeit, und jeder Jugendliche kann alles werden, bloß lernen muß er. Ihr wißt wirklich nich, wie jut ihr't habt.“

„Du“, sage ick, „det mußte unsern Jugendlichen aus de DDR erzählen, denn die stöhnen manchmal schon, det se so ville lernen müssen.“

„Aber“, sagt die Lademann, „mit der Zeit bejreifen se alle, wodruff et ankommt.“

„Jawoll“, meint meine Frieda, „det habt ihr doch bei uns in't Haus jesehen. Selbst de Schulzen hat for de Jugendfreunde 'n Königskuchen jebacken.“

„Wat?“ sage ick, „die Majistratsuntersekretärswitwe Schulze V? Ick wer' verrückt!“

„Oskar“, sagt de Frieda, „da brauchste dir janich zu verändern.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 33 vom 12. August 1951)

Verwandte sind ooch Menschen



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie ick neulich abends dotmüde nach Hause komme, fragt doch meine Frieda so janz stieke nebenbei, wat ick denn an' nächsten Abend vorhätte. Und wie ick nu unschuldig wie so 'n Weihnachtspostkartenengel sage, det ick mir dem Familienleben widmen werde, sagt se, „det is ja wundervoll, denn jehn wir also morjen zu Paul und Emilje.“

Ick habe et ja schon längst uffjegeben, mir mit meine Frieda zu streiten, denn 'n Fliejenjewichtsboxer kämpft ja ooch nich jejen 'n Schwerjewichtler, weil er von vornherein weefß, det der ihn die Jacke vollhaut.

Wie ick nu an' nächsten Abend zu meine liebe Schwester Emilje und

mein'n Schwager Paul komme, war de Unterhaltung schon in vollen Jange. Unterhaltung kann man det ja eijentlich nich nennen, denn die Emilje hat jeredt wie 'n uff Hochtouren loofender Wasserfall, und die Frieda hat ab und zu versucht, mal zu unterbrechen, und mein Schwager Paul saß jotterjeben mit sein dußlichet Jesichte daneben.

„... am liebsten würde ick morjen ausziehen“, sagt Emilje, „aber wo willst denn heute hin, det is ja der Blödsinn; wenn se Wohnungen jebaut hätten zu de Weltfestspiele, aber wat bauen se? Een'n Sportplatz und een Schwimmbad nach det andere, aber Wohnungen kannste dir in' Rooch schreiben.“

„Na, hör mal“, sage ick, „ick dachte, det jrade du mit deinen ausjeprägten Sinn for Reinlichkeit sehr for Schwimmbäder bist. Und Sportplätze sind doch ooch 'ne scheene Sache, wo dein Paule früher jeden Sonntag uff'n Fußballplatz jeloofen is.“

„Der und Fußballplatz, det ha' ick ihn abjewöhnt. Da ha' ick janz einfach jesagt: entweder ick oder dein Fußballklub, nu kannste wählen.“

„Mensch“, sage ick, „Paule, und die jroßartije Jelegenheit haste dir entjehen lassen? Ick an deine Stelle hätte mir jlatt für'n Fußballklub entschieden.“

„Nu hetze mir den ooch noch uff“, sagt Emilje.

„Uffhetzen, kommt ja jarnich in Frage, aber de Unterdrückten müssen zusamm'halten. In iebrigen sollste deinen überbeanspruchten Sprachorjan etwas Ruhe jönnen und dafor lieber deinen Jeist etwas arbeeten lassen.“

„Oskar“, sagt meine Frieda, „du solltest deine Schwester etwas anständijer behandeln.“

„Ick weeiß“, sage ick, „Verwandte sind ooch Menschen. Aber wie siehts denn aus mit de Wohnungsnot. Wo uns de Amis so ville zerteppert ha'm, da muß doch zuerst det jebaut werden, wovon möglichst ville Menschen wat ha'm. Nun kiek dir doch mal so'n Schwimmbad an oder 'n Kulturhaus. Dafor brauchste so ville Steene, wie vor zwee und drei Häuser, det wißt ihr ja selber. Aber in so 'n Schwimmbad oder in 'n Klubhaus, da finden jeden Tag 'n paar Tausend Leute 'n paar Stunden Entspannung und Erholung. Oder kiek dir so'n Stadion an.“

„Jawoll“, sagt Emilje, die det schon jar nich mehr erwarten konnte, mal wieder zu reden. „Da loofen 22 Verrückte hinter een' Fußball hinterher.“ „Stimmt“, sage ick, „aber 22 000 kieken zu und freuen sich drüber. Und wenn de nich von allen juten Jeistern verlassen wärst, denn würdste deinen Paule ooch hinjehn lassen, damit er sich von dir 'n bißken erholen kann.“

„Du hast ja 'n Vogel“, sagt Emilje, „wenn wir zusamm'hocken, wie de Hühner uff die Stange, denn brauchen wir keene Wohnung, wat? Denn soll'n wir in't Stadion loofen?“

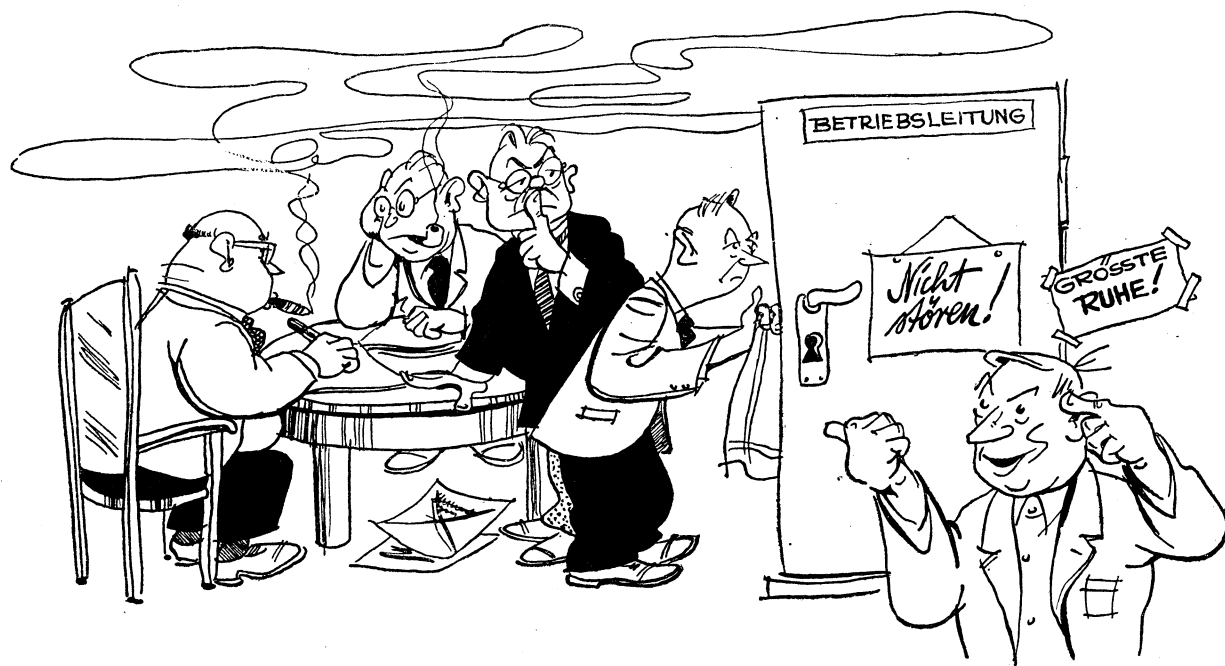
„Emilje“, sage ick, „natürlich bau'n wir Wohnungen, aber zuerst isset richtiger, det man det baut, wovon se alle wat ha'm. Det der Wohnungsbau bei uns nich vernachlässigt wird, det kannste aus'n Fünffjahrplan sehen. Wir werden nämlich, wenn ick mir richtig erinnere, für rund drei viertel Millionen Menschen neuen Wohnraum schaffen. Und det wir jetz schon allerhand jebaut und instandjesetzt ha'm, det weeiß ick als Maurer jenu, und det sieht ja jeder Blinde mit'n Krückstock, wenn er sich daran erinnert, wie et 1945 ausjesehen hat.“

„Aber“, sagt Emilje, „det jecht allet zu langsam, wenn ick dran denke, wie et nach'n ersten Krieg war...“

„Daran denke mal“, sage ick, „da war keene Bombe jefallen. 1918 hat et ooch keene Umsiedler wie 1945 jegeben. Trotzdem hatten wir 'ne Wohnungsnot. Und wenn hatte man damals mit'n Wohnungsbau anjefangen, obwohl in Deutschland nisch zerstört war und alle Schornsteene roochten? Det war so um 1924 rum. Denn vorher war erst mal Inflation, wo man uns det Jeld aus'n Portmaneh jezogen hat, aber keene Wohnungen baute. Uffrejen könntste dir, wenn wir heute det Baumaterial dazu verwenden täten, Luxusvillen for irgendsolche Jeldknöpfe uffzurichten. Aber det wirste bei uns in Jejensatz zu'n Westen nich feststellen können. Allet, wat wir bauen, is for de breite Masse, ob det 'n Stadion is oder 'n Theater oder 'n Kulturhaus oder 'n Schwimmbad. Und in de Wohnungen, die wir bauen, ziehn zuerst die arbeitenden Menschen rin. — Und nu, Paule, weil de aussiehst, als ob de dringend 'ne Erholung brauchst, lade ick dir jetz in in die HO, da kannste neue Kraft schöpfen für dein schwierijs Eheleben.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 36 vom 2. September 1951)

Jeheimsitzung? — Nich bei uns!



„Also wat soll ick Ihn’ sagen, da stehn doch neulich in de Pause meine beiden Kumpels, der Maxe und der Justav, und stecken die Köppe zusamm’.

„Wißt ihr“, sage ick, „seitdem det Flüstern erfunden is, versteht man ieverhaupt nischt mehr.“

„Oskar, ick habe wat läuten hören, aber ick weeiß noch nich, wo de Glocken bammeln“, sagt der Maxe. „Jedenfalls soll der BGL-Vorsitzende schon tagelang mit de Betriebsleitung zusamm’sitzen und eenen Betriebs-Kollektivvertrag aushecken. Dabei können wir Bauarbeiter uns doch eijentlich über unseren Tarif janich beklagen.“

„Jawoll“, sagt der Justav, „warum wir ’n Kollektivvertrag brauchen, is mir unklar.“

„Moment mal“, sage ick, „wenn det stimmt, det die bei uns ’n Kollektivvertrag unter Ausschuß der Öffentlichkeit machen wollen, denn könnt

ihr mal Oskar Kulicken kennenlernen. Sowat muß nämlich von uns alle beraten und diskutiert werden, und zwar sehr gründlich. Aber leider jibt et ja ooch bei uns in de Jewerkschaften und in de Leitung von de volkseijenen Betriebe Leute, die et zu Kopp steijt, wenn se 'n Jummi-stempel rejieren dürfen.“

„Ja meenste denn“, sagt der Maxe, „det wir bei'n Kollektivvertrag mehr verdienen?“

„Maxe“, sage ick, „paß ma' uff: Wenn wir als Maurer ville verdienen, weil wir zum Beispiel nich die richtijen Normen ha'm, denn heeßt det doch, det der Bau teurer wird als nötig. Weeßte, wat det for die bedeutet, die nachher drinne wohnen sollen?“

„Ja“, sagt der Justav, „det heeßt hohe Mieten.“

„So is et. Und wer muß de hohen Mieten bezahlen? Alle Arbeeter, die nachher da rinziehen. Aber wat machen die nu, wenn de Mieten zu hoch sind?“

„Na Mensch“, sagt der Maxe, „is doch janz klar, denn müssen se höhere Löhne ha'm!“

„Richtig“, sage ick, „und die höheren Löhne von' Textilarbeeter oder von' Kumpel aus de Schuhfabrik, wat bedeuten die? Ick will et dir sagen, Maxe, denn so schnell kannste doch nich denken. Höhere Löhne heeßt nämlich höhere Preise for den Anzug und for de Schuhe. Aber wer soll die höhern Preise bezahlen?“

„Wir drei natürlich“, sagt der Justav.

„Richtig“, sage ick, „und wenn de Preise steijen, fordern wir wieder höhere Löhne. Und unsere höheren Löhne, det sind wieder höhere Mieten, und so hoppeln wir wie de lahmen Kanickel immer mit unsere Lohnforderung hinter de jestiejenen Preise hinterher. Det kennen wir von früher, und in Westdeutschland es et heute noch so.“

„Wat soll'n wir denn aber machen?“ fragt Maxe.

„Ick weeß schon, wo der Oskar rauswill“, sagt der Justav, „Qualitätsarbeit und richtije Normen und Unkostensenkung. Dadurch wird det Leben nämlich billijer. Denn det is ja 'n alter Jrundsatz, det et uff 'n Reallohn ankommt.“

„So is et“, sage ick, „und det alles muß mit rin in den Kollektivvertrag.“

„Ja“, sagt der Maxe, „Oskar, aber der Tarifvertrag war doch nich schlecht.“

„Kieke mal“, sage ick, „Tarifverträge ha'm de Arbeeter abjeschlossen mit de Unternehmer. Jetzt aber sind wir de Besitzer von de Betriebe, und damit müssen wir denn ooch de Verantwortung for de Betriebe übernehmen.“

„Aber“, sagt der Maxe, „ob der Kollektivvertrag nich zur Ausbeutung von de Arbeeter führt?“

„Maxe“, sage ick, „überleeje doch mal! Wenn uns der Betrieb jehört, wer'n wir uns doch nich selber ausbeuten. Det erzählt dir zwar der Rias und der Telejraf. Wenn die uns 'n juten Rat jeben, denn müßt ihr mißtrauisch sind.“

„Oskar, biste nich 'n bißken zu einseitig?“

„Paß mal uff, Maxe, du willst dir 'ne Laube bauen und zeijst mir 'ne Zeichnung, und ick sage dir, die Zeichnung is genau so dußlig wie du. Denn jebe ick dir 'n juten Rat, wie du et besser machen sollst. Aber du baust natürlich trotzdem nach deine Zeichnung, und eenes Tages fällt dir deine Laube in. Nu fängste wieder an und zeijst mir wieder deine Zeichnung. Wirst du nu det zweete mal uff meine Ratschläge hören oder nich?“

„Na, klar, wer' ick det tun!“

„Na siehste, wat for uns beede privat jilt, det muß ooch bei de Politik jelten.“

„Wie meenst'n det?“

„Na, is doch janz klar. Wer hat uns denn vor 1933 den juten Rat jejeben, uns nich mit Hitlern inzulassen? Det war'n doch die Männer, die heute bei uns in de DDR an de Spitze stehn. Det deutsche Volk hat nich uff ihren juten Rat jehört, und denn is uns de Laube übern Kopp zusamm'jefallen. Ick meene, det wir jetzt uns nach ihre Ratschläge richten sollten!“

„Weeßte“, sagt der Maxe, „unter den Jesichtspunkt ha' ick mir det ieberhaupt noch nicht ieberleejt.“

„Det solltest aber“, sage ick, „erst nachdenken, denn meckern; det issen juter Jrundsatz!“

(„Deutschlands Stimme“ Nr.37 vom 9. September 1951)

Krauthammer erzählt 'n Witz



Also wat soll ick Ihn' sagen, kommt doch neulich meine Frieda mit 'n rosa Seidenbändchen an und sagt:

„Oskar, det schenk' ick dir. Du wirst dir ja nächstens eenen Zopp flechten, und denn kannste et mit rinbinden; det hat bei uns als Kinder immer sehr scheen ausjesehn.“

Uff diese vornehme Uffforderung hin bin ick denn zu mein' Frisör, den Krauthammer, jejangen. Und da treffe ick doch den Pausewank, mein' Hauswirt.

„Na,“ sagt er, „Herr Kulicke, denn kann ick ja de Zeitung wechpacken, et steht sowieso nischt Vernünftijet drin. Die schreiben, det se in' Westen uffrüsten, aber wer jarantiert mir, det bei uns nich ooch jerüstet wird?“

„Meine Herren“, sagt der Krauthammer, „da fällt mir doch 'n Witz in, aus de Nazizeit. Also, da treffen sich zwee Freunde. Der eene is bei

Brennabor beschäftigt, in de Kinderwagenfabrik. „Mann“, sagt der andere, „det trifft sich jut. ’n Kinderwagen brauch ick bald, in vier Wochen is et soweit. Kannste mir nicht eenen billig unter de Hand besorjen?“ „Is jemacht“, sagt der, der bei Brennabor arbeitet. „Ick nehme mir heimlich de Einzelteile mit und bau ihn zu Hause zusamm“, und denn kannsten kriegen. „Nach vier Wochen treffen se sich wieder, da sagt der eene: ‚Hör mal, wat macht denn mein Kinderwagen?‘ „Weeßte“, sagt der andere, „die Teile ha’ick alle zu Hause. Aber, wenn ick’n zusamm’baue, wird immer’n Maschinenjeweher draus.“

„Also“, sage ick, „Herr Pausewank, und so unjefähr stell’n Se sich det bei uns ooch vor mit de Uffrüstung. Aber da war’n doch neulich de Weltfestspiele. Jlooben Sie, dettet eenen Betrieb jegeben hat in de DDR, von den keene Jugendlichen mit bei war’n?“

„Nee“, sagt er, „bei die riesije Beteilijung war bestimmt aus jeden Betrieb mindestens eener mit.“

„Jlooben Sie“, frage ick weiter, „det unsre Jugendlichen bekloppt sind, so’n bißken dämlich, uff Deutsch gesagt?“

„Nee“, sagt der Pausewank, „wie komm’n Se dadruff?“

„Aber Sie jlooben doch ooch, det jeder, der in een’ Betrieb arbeitet, so unjefähr weeß, wat da herjestellt wird?“

„Klar“, sagt er, „man merkt doch, wat man arbeitet.“

„So“, sage ick, „könn’ Se sich vorstellen, det bei det Weltjugendtreffen der Walter Ulbricht und der Otto Grotewohl unentwejt von Frieden und friedlichen Uffbau reden können, wenn de Jugendlichen wissen, det in ihr’n Betrieb for’n Krieg produziert wird?“

„Sie“, sagt der Krauthammer, „da ha’m Se recht, schwindeln kann man bloß vor Leute, die von de Sache nischt verstehn. Aber die jungen Arbeiter wissen doch am besten, wat in ihre Fabrike los is. Die kann keen Minister wat vormachen.“

„Herr Pausewank“, sage ick, „et jibt nämlich keene jeheime Uffrüstung. Det ha’m nich mal de Nazis fertigjebracht. Als sie et an’ Anfang versucht ha’m, kam der Witz von den Kinderwagen, den der Krauthammer eben erzählt hat. Aber denn ha’m de Nazis bald zujegeben, det se rüsten. Natürlich ha’m se aber jesagt, se rüsten bloß, um’n Frieden zu erhalten.“

„Det sagen die Amerikaner heute ooch“, sagt der Krauthammer.

„Stimmt“, sage ick.

„Wissen Se“, sagt der Krauthammer, „ick erinnere mir noch an die Zeit, wo de Nazis uffjerüstet ha’m. Wenn Se da uff eenen Bahnhof standen, denn sahen Se immer Jüterzüge mit Kanonen und all so’n Dreck vorüberrollen. Aber, sieht man sowat vielleicht heute bei uns? Nee!“

„Jawoll“, sage ick, „und die Panzer, von die se immer in’n Rias erzähl’n, Herr Krauthammer, die müßte man ja ooch mal sehen. Denn schließlich könn’se ja die Panzerfahrer nich in’n Schuppen ausbilden.“

„Wissen Se“, sagt der Pausewank, „man kann sich det immer janich vorstell’n, det die von’n Westen so schwindeln soll’n.“

„Mann“, sage ick, „als der Hitler den Krieg anfangen hat, da hat er ooch jesagt, det de Polen anjeiriffen ha’m. Und denn hat er sich weiter verteidigt, ooch jejen de Norwejer und de Dänen, die uns ja bestimmt nischt jetan ha’m.“

„Det stimmt schon“, sagt der Pausewank, „det leuchtet mir in, wat Se da sagen; denn uff det Reden von Frieden und uff det Liedersingen, da jebe ick janischt.“

„Doch“, sage ick, „Herr Pausewank, da soll’n Se wat druff jeben. Denn wissen Se, wenn man Krieg führ’n will, muß man de Menschen druff vorbereiten. Sehne, und darum hat die HJ singen müssen, ‚Es zittern die morschen Knochen‘. Damit se vorbereitet wurden uff den Tag, wo ihre Knochen nich mehr zittern, sondern irjendwo bleichen. Det nennt man nämlich ideologische Kriegsvorbereitung, wenn Se det Fremdwort mal jehört ha’m. Aber ooch davon is bei uns nischt zu spüren. Denn unsre Jungs und Mächens singen Friedenslieder. Und in de Fibeln und Lesebücher sind keene Soldaten abjebildet und keene Panzer, sondern Arbeiter, Bauern und Traktoren, damit sich de Kinder schon von kleen uff mit de friedliche Arbeit vertraut machen und nich mit det Totschießen wie früher.“

„Wissen Se“, sagt der Pausewank, „ick habe da noch ’ne Frage, über die wir uns mal unterhalten müssen. Wolln Se mir nich morjen abend besuchen kommen? — Heute ha’ick keene Zeit.“

„Mach ick“, sage ick.

Und wat dabei rausjekommen is, det muß ick Ihn’ andermal erzählen.

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 38 vom 16. September 1951)

Neunooge lejt Karten



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie ick da neulich zu meine Frieda sage, det ick mein'n Schwiejevater besuchen will, meent die doch:

„Oskar, ick werde woll bald Witwe werd'n, denn wenn bei dir de verwandtschaftlichen Jefühle anfang'n zu blüh'n, und denn noch in'n Herbst, denn lebste nich mehr lange.“

„Frieda“, sage ick, „det is doch bloß, weil wir uns jetz um ihn kümmern müssen, wo doch Otto Grotewohl wieder 'n Appell losjelaassen hat.“

Wie ick zu den Ollen komme, sitz er doch zusamm' mit sein'n Freund Neunooge und lejt sich Karten.

„So is richtig, übern kleenen Weg in de Abendstunde...“

„Ach“, sagt der Neunooge, „det is doch bloß so'n kleener Zeitvertreib for uns. Is doch klar, det ick dadruff nischt jebe. Aber man liest jetz bei uns in de Zeitungen so ville von Astrolojie und Horoskope und so-wat. Ick jloobe, da is schon eher wat dran.“

„Klar“, sage ick, „is da wat dran. Wenn der Skorpjon den Steinbock in't Been kneift und der denn de Jungfrau stößt, hat der Wassermann nischt zu lachen. — Aber“, sage ick, „det is doch alles Quatsch, det soll euch doch bloß von't Wichtigste ablenken.“

„Na, wat is denn det Wichtigste?“ fragt der Neunooge.

„Sehn Se“, sage ick, „det hat doch der Otto Grotewohl jetzt wieder jesagt. Deutsche an enen Tisch und denn Wahlen in ganz Deutschland for de Nationalversammlung.“

„Wissen Se“, sagt der Neunooge, „Ihr Grotewohl, der hat 'n ganz ausjeruhtet Köppken. Ick kann mir noch erinnern, det der Schumacher immer erklärt hat, er will Wahlen in ganz Deutschland. Und nu sagt der Grotewohl ,bitte schön, könnt ihr ha'm'.“

„Stimmt“, sage ick, „und wat macht Schuhmacher heute? Jetzt lehnt er wieder ab.“

„Oskar“, sagt mein Schwiejervater, „mit euch kann man erst verhandeln, wenn ihr 'n Rechtsstaat seid.“

„So“, sage ick, „billijer macht ihr't nich? Paß mal uff, mit de Amerikaner verhandelt ihr doch, euer Schumacher, Fette und Adenauer. Amerika is also 'n Rechtsstaat?“

„Na klar“, sagt der Olle.

„So?“, sage ick, „da is doch neulich 'n Ding passiert. Da is 'n amerikanischer Soldat verwundet aus Korea in de Heimat jekomm', und da is er jestorben. Sein letzter Wunsch war, er wollte uff'n amerikanischen Soldatenfriedhof bejrahen werden. Wie nu allet fertig war zu de Beerdi-jung, kommt der Kirchhofsinspektor zu de Witwe: ,Uff unsern Kirchhof nich, liebe Frau, denn Ihr Mann war 'n Indianer, unser Kirchhof is bloß für Weiße.' Det is also der Rechtsstaat, wo de Menschen noch nich mal in' Tod gleich sind. Det müssen wir denn woll ooch inführen, damit ihr mit uns verhandelt.“

Aber, ick jloobe, wenn ihr Rechtsstaat sagt, denn denkt ihr nich an Recht und Unrecht, sondern an rechts und links. Für euch sind wir wahrscheinlich erst 'n Rechtsstaat, wenn wir de HO-Läden an Woolworthen über-jeben ha'm und wenn Thyssen, Klöckner und Konsorten wieder in unsere volkseijenen Betriebe sitzen.“

„Wissen Se“, sagt der Neunooge, „Sie ha'm ja nich unrecht, aber wat

können wir kleenen Leute schon machen? Die da oben machen doch, wat se wollen.“

„Seh'n Se“, sage ick, „det is wie mit de Horoskope, det redet man euch solange in, bis ihr den Quatsch jloobt, anstatt selber wat zu tun. Sagt mal, habt ihr denn beede eijentlich schon mal versucht, wat jejen den drohenden Krieg zu tun?“

„Det is et ja eben“, sagt der Neunooge, „wat soll'n wir denn tun? Da-jejen könn'n die kleenen Leute doch nischt machen!“

„Mann“, sage ick, „wer baut denn de Panzer? Wir. Wer transportiert se? Wir. Und wer soll in' Krieg drin sitzen? Doch wieder wir. Merken Se denn nich, wie wichtig wir kleenen Leute sind? Wenn wir nich woll'n, brauchen wir nich in'n Panzer zu sitzen, weil wir nämlich jar keene bauen werden. Und Tausende und aber Tausende zeijen ja jeden Tag, det de kleenen Leute wat tun können.“

„Wie machen se denn det?“ fragt der Neunooge.

„Na Mann“, sage ick, „da betoniern de Jugendlichen in Westdeutschland de Sprenglöcher wieder zu, und de Bremer Hafenarbeeter streiken, wenn se Kriegsmaterial ausladen sollen, und jeden Tag jeben Tausende und aber Tausende ihre Stimme jejen de Remilitarisierung ab, obwohl Ade-nauer de Volksbefragung verboten hat. Die wissen ganz genau, det et jetzt dadruff ankommt, wat für den Frieden zu tun und nich Karten zu lejen.“

„Und wat soll ick denn jetzt machen?“ fragt Neunooge.

„Mann“, sage ick, „mit de Arbeetslosen uff de Stempelstelle müssen Se diskutier'n ieber 'n Volkskammer-Appell, und weil den ja eure ,freie' Presse doch nich jebracht hat, da könnt ihr ihn hier von mir kriejen.“

„Jeben Se den mal her“, sagt der Neunooge, „den wer' ick mir jenau ankieken.“

„Na ja“, sagt mein Schwiejervater, „lesen wer' ick ihn uff jeden Fall ooch, det is ja ganz klar. Denn det kann ick dir sagen, wat de Amerika-ner da vorha'm, von wejen keene Besatzung mehr, aber de Truppen blei-ben hier, det will in meinen Kopp nich rin.“

„Da haste een wahret Wort jesprochen, und wenn de so weiter denkst, denn kommste schon uff den richtijen Trichter.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 40 vom 30. September 1951)

Warmer Rejen uff's Sparjelbeet



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie ick da neulich mit mein' Kollegen Maxe Krüjer von de Arbeit nach Hause jehe, sagt der mit eenmal uff de StraÙe zu mir:

„Kiek dir doch mal da die beeden nachjemachten Menschen an! Sie sieht aus wie 'n ollet Sejelschiff bei hohen Seejang, und er looft wie 'n Kamel, wat de Staupe hat. Mir wundert bloß, det die Olle ihn nich 'n Ring durch de Neese jezogen hat, um da ooch noch 'n Paket von de HO dran zu bammeln.“

„Maxe“, sage ick, „halt de Luft an, aber ganz schnell!! Mir laust der Affe, det is doch die Emilje mit ihren Paule!“

„Emilje“, sage ick, „Herzensschwester, du hast woll de Betten versetzt und pennst uff de Kautsch und bist in de HO einkoofen jejangen?“

„Wenn de dir endlich mal dein dämlichet Jequatsche abjewöhnen würdest! Det is doch alles jekooft, weil der Paule an 13. Oktober 'ne Prämie als Aktivist kriejen soll. Aber, Paule, det kann ick dir sagen, wenn de aber ke e n e Prämie krichst...“

Da wurde Paule noch'n Stück kleiner unter seine Pakete.

„Na“, sage ick, „Emilje, denn war die neue Preissenkung bei euch also 'n warmer Rejen uff's Sparjelbeet.“

„Hör bloß uff, Oskar“, sagt se, „uffjeregt ha'ick mir. Also ick spüre direkt jeden Jallenstein einzeln. Een Andrang war in de HO! Davon machste dir jakeene Vorstellung. Und denn verkoofen die wie de ersten Menschen. Denkste vielleicht, det die in so 'n HO-Kaufhaus schon mal wat von 'ne Sammelkasse jehört ha'm? Die erfinden se vielleicht in zehn Jahren, und denn sind se ooch noch stolz druff. Aber wenn de heute in fünf verschiedene Lager koofst, denn kannst dir genau an fünf verschiedene Kassen anstellen und bezahlen. Und ieberhaupt, det Richtige is det noch lange nich. Also stell dir vor, bei uns in't Haus, da wohnen doch die Sommerfeldts. Und wat die Sommerfeldts is, die war jetzt verschickt nach Bad Kösen. Eier jabs da immer in de HO, aber Butter bloß, wenn der Filialleiter mal in de Lotterie jewonnen hatte, und denn ooch nich jenuch. Nu ha'm doch die Sommerfeldts 'ne Laube in Birkenwerder. Wenn se da rausfahr'n, denn jibts schon seit Wochen keene Eier mehr und Butter ooch bloß manchmal, und in Berlin, da krichste ooch schon seit Wochen keene Eier mehr, aber Butter krichste immer.“

„Emilje“, sage ick, „weeßt de, et fällt mir schwer, aber ausnahmsweise muß ick dir recht jeben. Aber ick habe in de Zeitung jelezen, det der Willi Rumpf, det is nämlich der Staatssekretär für Finanzen, neulich in de Pressekonferenz ooch schon jesagt hat, det der Weg von de Fabrik bis zu'n Ladentisch bei uns noch ville zu lang is. Det muß natürlich anders werden. Schließlich kann det ja nich so schwer sind, de Eier und de Butter jleichmäßig zu verteil'n. Und der Willi Rumpf hat zum Beispiel ooch jesagt, det er nich versteht, warum et den schwarzen Tee aus China bloß in de HO jibt und nich ooch bei'n Koofmann Müller oder bei'n Konsum.“

„Aha“, sagt de Emilje, „det versteht nich mal een Staatssekretär, aber wir soll'n det verstehn.“

„Emilje“, sage ick, „aber in jede HO jibt et doch 'n Beschwerdebuch, und da wirste doch woll deine Beschwerden rinjhauen ha'm.“

„Nee, det ha'ick nich jemacht, dazu hatt'ick ja keene Zeit.“

„Det war'n großer Fehler, Emilje“, sage ick, „denn de HO is doch unser Laden, und wenn et da nich klappt, denn brauchen wir uns det nicht jefallen zu jelassen.“

„Und denn“, sagt die Emilje, „werde ick dir mal wat sagen, det de Marmelade frei is und der Kunsthonig, det is ja janz scheen, aber der Zucker für zwee Mark is mir immer noch zu teuer.“

„Emilje“, sage ick, „wenn de nu keene Marmelade uff Zuckermarken zu koofen brauchst, mußte denn da ieberhaupt noch Zucker in de HO koofen?“

„Nee“, sagt se, „mein Zucker reicht.“

„Na“, sage ick, „denn seh' ick nich in, dette dir uffrejen muß.“ — Und weil der Paule schon dreimal Luft jeholt hat, um ooch mal wat zu sagen, sag' ick:

„Na, Paule, wo drückt dir denn der Schuh?“

„Oskar“, sagt er, „de Zigaretten sind ooch noch nich billiger geworden.“

„Stimmt“, sage ick, „und det Bier und der Schnaps ooch nich, und de Fleischkarten sind ooch noch nich uffjeho'm. Ick weeß ja, det se bei uns uff'n Bau alle erzählt ha'm, det die jetzt wechfallen.“

„Jawoll“, sagt Maxe Krüjer, „unser Polier wollte det ja aus jaanz sichere Quelle wissen.“

„Mensch“, sage ick, „wenn ihr Knallköppe bloß mal den Fünfjahrplan anjekiekt hättet, denn wüßtet ihr genau, det wir 55 besser leben werden als vor'n Krieg. Aber det jeht planmäßig und schrittweise, und det war doch wieder een Schritt mit de Preissenkung und de Freijabe von Marmelade und Kunsthonig. Deine Sorgen mit de HO, Emilje, kiek mal, det sind Kinderkrankheiten. Du weeßt doch selber, det ick als Kind immer een miesepetriger Bickling war, bei mir konntste durch de Rippen kieken wie der Affe durch't Jitter.“

„Mensch“, sagt der Maxe Krüjer, „heute biste doch'n janz scheener Bulle.“

„Eben“, sage ick, „und verlaßt euch druff, die Sorgen, die wir heute ha'm, die sind nächstet Jahr verjessen.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 42 vom 14. Oktober 1951)

Kohlmorjens Besuch in' Keller



Also wat soll ick Ihn' sagen, wie et neulich Sonntag morjens so 'n bißchen kalt war, sage ick doch zu meine Frieda:

„Frieda“, sage ick, „wat hältste eijentlich von't Heizen?“

„Oskar“, sagt se, „det Feuer in' Ofen soll ick woll mit abgebrannte Streichelzer anmachen?“

Da ha' ick denn noch wat jemurmelt, det wir Männer in't Zeitalter der Gleichberechtigung ja immer de miesesten Arbeeten machen müssen, wie

Stiebelputzen und Holzhacken, und bin in'n Keller jejangen. Wie ick mir da diese unjemein jesunde Beschäftigung des Holzhackens hinjebe, kommt doch mit eenmal der Kohlmorjen an, der'n Keller neben mir hat. Na, Se wissen ja, wie det so is. Unsre beeden Keller sind man bloß durch 'n paar Latten abjeteilt, und kleen sind se ooch bloß.

„Herr Kulicke“, sagt der, „wo ick Ihn' hier unten so rumwuchten höre, bin ick eben mal runterjekommen. Ick habe nämlich mal 'ne Bitte.“

„Schießen Se los, wo drückt denn der Stiebel uff't Plattbeen?“

„Wissen Se, wat meine Frau ihre Kusine ihre Stiefmutter is, die is schon dot. Und jetz is der Bruder von die ihr'n dritten Mann jestorben. Und da hat doch meine Frau eenen Schreibtisch jeerbt. Det is so'n Mordsdings aus de Zeit von Waldemar den Verstauchten. Nu kriejen wir den riesigen Apparat von Schreibtisch bei uns nich in de Wohnung rin. Aber meine Frau will det Dings uffheben. Nu woll'n wir'n in' Keller stellen, trocken is der ja, aber zu kleen. Und, sehn Se, jetzt kommt meine Bitte, Herr Kulicke, ick habe mir det so jedacht: wenn wir hier in de Mitte die paar Latten rausmachen und den Keller jemeinsam nehmen, denn krieje ick den Schreibtisch unter. Wenn Se einverstanden sind, spräch' ick mal mit 'n Hauswirt, den Pausewank. Aber wenn wir beede einig sind, kann der ja nich ville dajegen ha'm!“

„Von mir aus“, sage ick, „Herr Kohlmorjen, könn'n wir det jerne machen. Wat mein' Se, wat ick vor'n hohen Jedankenflug krieje, wenn ick vor den ollen Diplomatschreibtisch Holz haue!“

„Nu, det is man scheen“, sagt der Kohlmorjen, „ick habe ja immer jesagt, wenn sich Nachbarn verstehn und einig sind, denn haut det schon hin.“

„Det is eben in' Kleenen so wie in de große Politik“, sage ick.

„Wat hat denn unser Kellerabkommen mit de Politik zu tun?“ sagt der Kohlmorjen.

„Mann“, sage ick, „det paßt doch wie der Deckel uff'n Topp. Worum jeht et heute? Wir wolln de Latten zwischen uns abreißten, det heeßt, wir wolln die deutsche Einijung. Nu ha'm wir aber nich bloß eenen Hauswirt, sondern wir ha'm vier Hausverwalter, und die liejen sich jenseitig in de Haare. Wat sagen Adenauer und Schumacher? Die sagen, erst soll'n sich man die vier Hausverwalter einijen, ob wir de Latten wechnehmen dürfen. Und wat ha'm Sie jemacht, Kohlmorjen? Sind Sie zuerst zu'n Hauswirt jeloofen?“

„Nee“, sagt der, „ick mußte doch erst mal zu Ihn' kommen, det is doch janz klar.“

„Sehn Se“, sage ick, „de Volkskammer und Otto Grotewohl sagen ooch, erst müssen wir Deutsche uns mal zusamm'setzen. Und wenn wir sagen, de Latten zwischen de Keller müssen verschwinden, wat will der Hauswirt denn machen?“

„Herr Kulicke“, sagt der Kohlmorjen, „Ihr Verjleich hinkt, wenn nich uff beede Beene, aber uff eens bestimmt.“

„Nanu?“, sage ick, „und ick dachte, det ick det Schwarze untern Nagel uff'n Kopp jetroffen hätte.“

„Kieken Se mal“, sagt Kohlmorjen, „den Pausewank, den jehört det Haus, aber die Besatzungsmächte, die jehört Deutschland nich.“

„Sehr richtig“, sage ick, „deshalb ha'ick ooch bloß von Hausverwalter jesprochen. Aber Sie ha'm recht, wir sind nicht bloß Mieter, wir sind de Besitzer von unser Haus. Und jetz kommt's druff an, det wir zusamm'-halten. Wir wollen nämlich die deutsche Einheit und keene deutschen Einheiten for de amerikanische Armee.“

„Sie“, sagt der Kohlmorjen, „det is jut, deutsche Einheit, aber keene deutschen Einheiten. Det muß ick jleich heute nachmittag mein'n Bruder nach Westdeutschland schrei'm!“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 43 vom 21. Oktober 1951)

Also penn'n wir uff'n Rücken



Also wat soll ick Ihn' sagen, da sind wir doch neulich, der Maxe und der Justav, der Manfred, unser Stift, und icke nach de Rede von Walter Ulbricht über 'n Fünfjahrplan noch zu Jroßkoppen in de Kneipe je-jangen.

„Nu woll'n wir mal unsre Bandwürmer mit 'n kleenen Magenwärmer bejießen“, sagt der Justav.

ICK habe mir mit de linke Hand den Schnaps von Manfred jejriffen und jesagt: „Junge, mach nich so 'n Jesicht wie 'n Siebenmonatskind, det de Windeln bekleckert hat. Du brauchst noch nicht for de Steigerung von de Schnapsproduktion zu sorjen.“

„Produktionssteigerung“, sagt der Maxe, „det is mein Stichwort. Mir is nämlich in de Rede von Walter Ulbricht wat uffjefallen. Schließlich bin ick ja nich dußlich.“

„Nee“, sagt der Justav, „du stellst dir bloß so an.“

„Jedenfalls“, sagt der Maxe, „is mir uffgefallen, det de Arbeitsproduktivität in de volkseijenen Betriebe um 72 Prozent jesteijert werden soll, det hat der Walter Ulbricht jesagt. Det is genau wie früher. Du mußttest mehr arbeiten, aber du hast bloß'n kleenen Teil davon abjekriegt.“

„Na ja“, sagt der Justav, „du kannst ja schon recht ha'm, det is eben immer detselbe.“

„Maxe“, sage ick, „dir ha'm doch deine verkrüppelten Taufpaten ooch nich an de Wieje jeßlötet, dette mal'n Maurer wirst.“

„Nee“, sagt der, „ick war ursprünglich Koofmann und habe nachher umjelernt.“

„Aha“, sagt der Justav, „du warst also Heringsbändijer.“

„Mensch“, sagt der Manfred, „denn ha'm Se woll jeden Morjen n' Harzer Keese jestemmt als jymnastische Übung?“

„Laß dir nich ärjern, Maxe, du warst Anjestellter in det Jeschäft, und wenn et dir jelungen is, den Umsatz zu steijern, denn haste vielleicht eenen Taler Jehaltserhöhung jekricht. Aber den jrößten Anteil von den Mehrverdienst hat natürlich dein Chef jehabt. Nu stell dir aber mal vor, dein Chef hat 'ne Tochter, so'ne hübsche, schnuckrije Puppe, und die hätte dir jeheirat't.“

„Denn müßte se aber blind jewesen sind“, sagt der Manfred.

„Halts Maul“, sage ick. „Also Maxe hat jeheirat't, und jetz is det sein Laden. Allet, wat jetz mehr verdient wird, jehört ihn. Wat würdeste denn mit det Jeld machen, Maxe?“

„Na, uff jeden Fall würde ick besser leben“, sagt er.

„Stimmt“, sage ick, „aber würdeste allet Jeld, wat de verdienst, for dein jutet Leben anlejen?“

„Mensch“, sagt der Maxe, „kann ick doch nich! Kiek mal, wat an so'n Laden allet drum und dran bammelt. Den muß man mal neu renovieren lassen. Du brauchst 'ne neue Beleuchtung, und de Einrichtung muß modern sind.“

„Siehste“, sage ick, „man muß also ooch wat in't Jeschäft stecken.“

„Aber“, sagt der Justav, „wat hat det mit de Arbeitsproduktivität zu tun?“

„'ne ganze Menge“, sage ick, „denn de volkseijenen Betriebe in de DDR, die jehörn uns. Nachdem die ollen Igels, die Konzernfritzen, wechjegt sind, sind wir jewissermaßen in dieselbe Situation, als wenn Maxe de Tochter von seinen Chef jeheirat't hätte.“

„Die blind war“, sagt der Manfred.

„Wir müssen nämlich ooch wat in't Jeschäft stecken, und wo soll'n wir det hernehmen? Da et unser Laden is, müssen wir uns det selber erarbeiten. Aber, wat wir rinstecken, kommt uns zujute.“

„Klar“, sagt der Manfred, „et is ja keen anderer da, der de Sahne abschöpfen kann.“

„Und je mehr wir rinstecken“, sage ick, „um so mehr können wir ooch wieder rausholen, det is doch janz logisch. Also müssen wir de Arbeitsproduktivität erhöhen, damit wir nich bloß besser leben können, sondern det wir außerdem noch wat ha'm, wat wir in't Jeschäft stecken können.“

„Also doch mehr schuftten“, sagt der Maxe.

„Mensch“, sage ick, „det hat doch der Walter Ulbricht ausdrücklich jesagt. Erhöhung der Arbeitsproduktivität heeßt nich, det wir bis an de Kniee in Schweiß stehen müssen, sondern det wir mit Köppken arbeiten. Und det wir uns Maschinen anschaffen, die uns de Arbeit erleichtern. Det et jeschieht, ha'm wir Maurer doch schon jemerkt. Aber watte bejreifen muß, Maxe, is, det et unsre Betriebe sind. Und for die sind wir verantwortlich.“

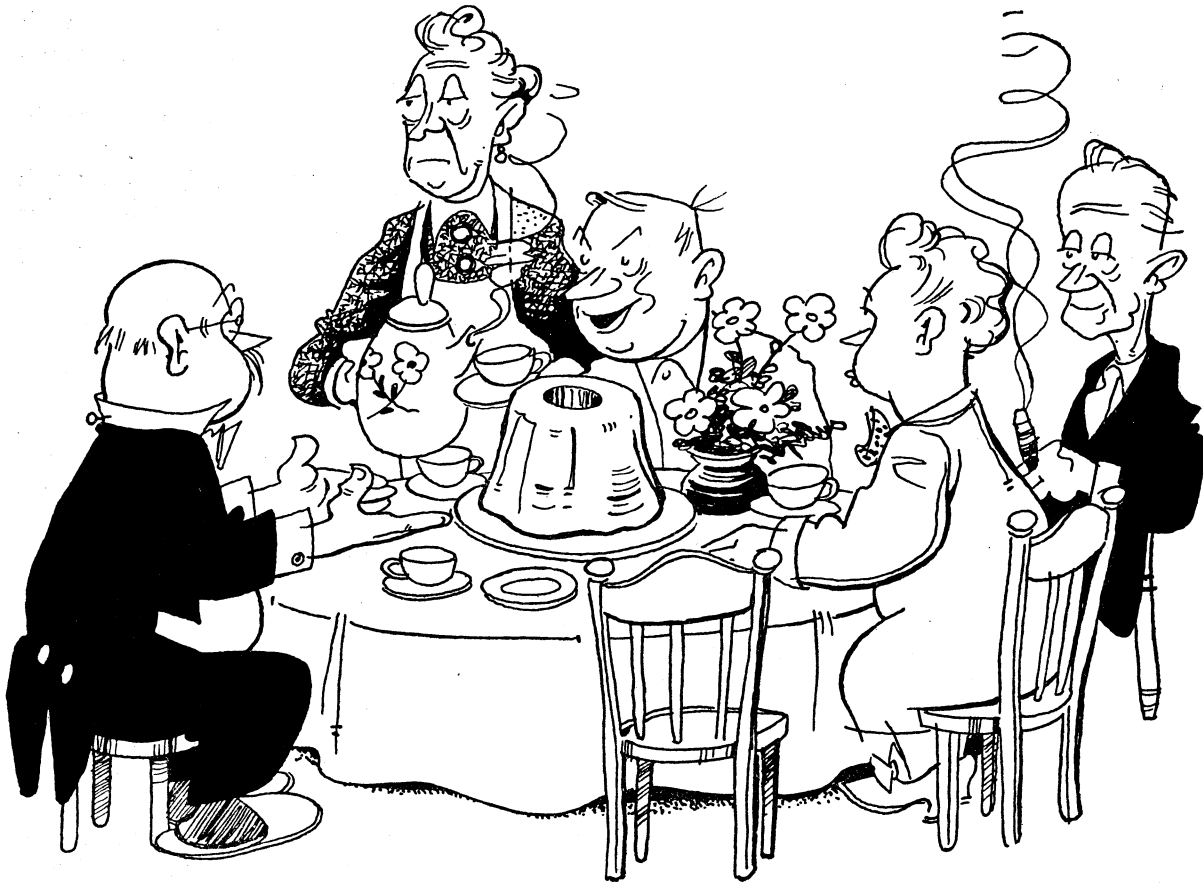
„Na“, sagt der Maxe, „du hast ja recht, aber . . .“

„Ick weeß“, sage ick, „du bist wie eener, der mal'n Jeschwür uff seine werte Sitzfläche hatte. Dabei hat er sich det Pennen uff'n Bauch anjehöhnt. Und jetz kannst du dich nich mehr dran jewöhnen, wieder uff'n Rücken zu liejen. Obwohl doch det die normale Lage is. Und weil wir alle so lange unter de Herrschaft von die Thyssen und Flick, Siemens und Stinnes und wie die Brieder alle heeßen, jelebt ha'm, da fällt uns det manchmal schwer, zu bejreifen, det wir heute für uns arbeiten und nich für so'n paar verfressene Haifische.“

„Scheen“, sagt der Maxe, „denn woll'n wir also uff'n Rücken pennnen. Jroßkopp, bring mal 'ne Lage Bockbier her, da kann der Manfred ooch eens mittrinken.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 46 vom 11. November 1951)

Da machen wir alle mit



Also wat soll ick ihn' sagen — det kommt davon, wenn man seine Frau 'ne ganze Woche nich zu sehen kricht, weil abwechselnd imma eener uff 'ne Versammlung is. Da find' ick doch neulich abends, wie ick mir jerade uff traulichet Familienleben seelisch inrichtet habe, 'n Zettel: „Essen steht in de Röhre, ick bin bei Muttern zum Jeburtstag. Koof 'n Blumenstrauß und komm' nach. Denke dran, ohne deine Schwiejemutta jäbe et keene Frieda.“

Da ha'ick mir also so'n pompösen Riechbesen von Winterastern unter'n Arm jeklemmt und bin losgezittert. Wie ick hinkomme, sagt mein Schwiejevata:

„Na, Oskar, haste schon wat in de Lotterie jewonnen?“

„Ick jwinne jeden Monat 'n Daler“, sage ick, „weil ick nämlich janich spiele.“

„Oskar“, sagt er, „du hast 'ne lange Leitung mit ganz dünnen Draht. Die Lotterie, die ick meine, bei die wirste mitspielen müssen, und da kostet det Los nicht drei Mark, sondern drei Prozent von dein' Lohn.“

„Ach soo“, sage ick, „jetzt merke ick, du meinst unsere Uffbaulotterie.“

„Wat biste doch für'n kluget Kind“, sagt mein Schwiejervata, „so schnell wie du det merkst.“

„Na schließlich“, meint die Frieda, „muß ja der dauernde Umjang mit mir uff ihn abfärben.“

„Schwiejervata“, sage ick, „det mit den Zwang ist 'ne Sache für sich. Wenn man dir so hört, denn könnte man an de Menschheit vazweifeln. Überleech dir mal, die SED hätte ja ooch 'n Antrag an de Volkskammer stellen können uff Einführung von eene Uffbausteuer. Aber det hat se nich jemacht, sondern sie jeht an't Volk und sagt, wer will, det unsere Hauptstadt wieder uffjebaut wird, der kann drei Prozent spenden. Und det nennst du nu Zwang? Du kommst mir vor, wie eener, der frisch jeheirat' hat und niemals mit det Essen, wat seine Frau kocht, zufrieden is. Aber eenmal hat se det Essen anbrennen lassen, und da sagt er, heute schmeckt et mir wie früher bei Muttern.

Du kennst nämlich ooch nischt anderet als Steuern, und wenn die erhöht werden, wie det bei euch im amerikanischen Tempo jeschieht, sozusagen nach't Fließbandsystem, denn sagste, det is demokratisch. Aber wenn bei uns de Bevölkerung uffjerufen wird, wat freiwillig zu jeben, dann sagste, det is Zwang.“

„Sie jlooben also“, sagt der Neunooge, der ooch bei de Jeburtstagsfeier war, „det se alle freiwillig mitmachen werden mit de Jeldspenden und mit de Arbeeten in de Freizeit?“

„Herr Neunooge“, sage ick, „Sie müssen natürlich als Arbeetsloser ihre Stiebelsohlen schonen. Sonst würde ick sagen, machen Se doch mal 'n jrößeren Spazierjang durch Berlin. Is et nich eijentlich traurig, wie die deutsche Hauptstadt immer noch aussieht? Denken Se doch mal, wie war det 45, da ha'm wir doch ooch alle anjefaßt.“

„Klar“, sagt mein Schwiejervata, „schließlich mußten wir ja wenigstens die Dächer zunageln, denn wir wollten ja nich dauernd mit'n Rejenschirm übert Bett pennen.“

„Na also“, sage ick, „und jetzt woll'n wir nich bloß Dachpappe uff't Dach nageln, sondern neue Wohnungen bauen, und zwar vernünftige. Mit Licht und Luft und Sonne und 'n Stücke Jrünfläche bei, damit de Jörn nich uff de Schienen spielen müssen.“

„Oskar“, sagt meine Schwiejermutta, „ick muß mal ganz dämlich fragen, aber zu't Bauen braucht man doch in erster Linie Steene und all det übrige Baumaterial. Habt ihr det denn?“

„Mensch“, sagt mein Schwiejervata, „det könn' se ja janich ha'm, denn die ha'm doch den letzten Ziejelsteen in ihr'n Fünfjahrplan einjeplant.“ „Stimmt“, sage ick, „und in' Fünfjahrplan is natürlich ooch wat für'n Uffbau von Berlin vorjesehen. Aber jetzt bei det neue Uffbauprojramm, da werden wir eben doch mal de Ärmel uffkrepeln und in de Hände spucken. Und da wird jeder 'n bißchen mehr produzieren als im Plan vorjesehen, der eene mehr Steene und der andere mehr Zement. Seht ihr, und davon werden wir Berlin wieder uffbauen, über det hinaus, wat in' Fünfjahrplan vorjesehen is. Und bezahlen werden wir et mit unsre Lotterie. Und enttrümmern und uffräumen und ausschachten werden wir in freiwillige Arbeit, genau wie se et in Warschau jemacht haben. Und weil et keene Ost- und keene Westberliner, sondern bloß Berliner jibt, deshalb bin ick überzeugt, det ooch Reutern seine Untertanen mitmachen werden.“

„Oskar“, sagt meine Schwiejermutta, „'n Dach übern Kopp und anständig wat in Kochtopp, det is meine Parole. Und die Rejierung, die det schafft, for die bin ick.“

„Det is richtig“, sage ick, „aber de Rejierung kann et nich alleene schaffen, det wirste insehen, und deshalb hoffe ick, det ick dir ooch bei de Enttrümmerung bejrüßen kann.“

„Oskar“, sagt se, „det is janich ausjeschlossen, und wenn ick bloß hinjehe, um mein' Ollen zu äjern.“

(„Deutschlands Stimme“ Nr. 50 vom 9. 12. 51)

Deutschlands **STIMME**

Zeitung der Nationalen Front des demokratischen Deutschland

BERLIN W 8 · THÄLMANNPLATZ 8/9

